Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 131 (1963)

Heft: 22

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

schweizerische
kirchenzeitung
informationsorgan für fragen der theologie
seelsorge und kirchenpolitik

LUZERN, DEN 30. MAI 1963 VERLAG RÄBER & CIE AG, LUZERN 131. JAHRGANG NR. 22

Kirche zwischen gestern und morgen

Daß die katholische Kirche gegenwärtig in einer Phase des Überganges steht, daran ist kein Zweifel. Alle spüren es vor allem deswegen, weil wir in diesen Monaten auch noch die Zeit zwischen der ersten und der zweiten Session des II. Vatikanischen Konzils durchleben, eine Zeit, in der so vieles auf dem Tapet steht, von dem man sich vor dem 11. Oktober 1962 noch keinerlei Vorstellung machte. Ein österreichischer Bischof sagte im Hinblick auf das Konzil: «Ein Zurück hinter den 11. Oktober gibt es nicht.» Das heißt, kurz ausgedrückt, die Kirche vor diesem Datum gehört mit vielen ihrer Erscheinungsformen der Geschichte, der Vergangenheit, dem Gestern an. Aber, wie wird die Zukunft, das Morgen, aussehen? Natürlich ist der 11. Oktober 1962 nur ein Datum, das erst durch die Interpretation von seiten der Menschen ein endgültiges Gewicht haben wird. Es ist so wie mit dem Jahr 1492, mit dem wir die Neuzeit beginnen lassen. Die Neuzeit kam damals nicht mit dem Augenblick, in dem Kolumbus den Boden der Neuen Welt betrat, sie war schon längst im Kommen, in den neuen Ideen, im technischen Fortschritt, in den sozialen und politischen Spannungen, in der Kritik an den bestehenden Zuständen staatlicher oder kirchlicher Natur.

Daß auf der ersten Session des gegenwärtigen Konzils eine derart offene und ungewohnte Sprache gesprochen wurde, ist ein Zeichen, daß die Zukunft, das Morgen, schon längst begonnen hat. Aber es kommt der menschlichen Eigenart entgegen, gewisse Persönlichkeiten und Zeitumstände, ja Zeitpunkte, mit besonderem Gewicht für den Gang der Dinge zu belegen.

Wir werden aber noch ein anderes Datum, das wir mit Genauigkeit heute noch gar nicht nennen können, ins Auge zu fassen haben: den Tag, an dem das II. Vatikanische Konzil seine Tätigkeit beenden wird. Wir wissen nicht, was das Konzil im einzelnen entscheiden wird, wir wissen heute nicht, ob die zweite Session auch tatsächlich zusammentreten kann — in der Geschichte hat es schon mancherlei Überraschungen gegeben — wir wissen nicht, ob der gegenwärtige Papst das Konzil zu Ende führen wird oder einer seiner Nachfolger, wir wissen nicht, wie sich ein eventueller Nachfolger zu den Strömungen und Vorschlägen im Konzil verhalten würde.

Es ist also ein sehr theoretischer Versuch, über die Zukunft, das Morgen, etwas auszusagen. Aber es ist schon viel wert, daß wir durch die Diskussionen während der ersten Konzilssession nun genauer wissen, was wir als vergangen, als «gestrig» zu betrachten haben. Und es ist wichtig, daß wir einbekennen, daß es auch in der katholischen Kirche ein «Zwischen» gibt — eine Zeit der Gärung und des Werdens, daß nicht alles unantastbar und dogmatisch festgelegt ist, jedenfalls viel weniger, als man bislang glaubte.

I.

Wohl der auffallendste Unterschied zwischen dem Gestern und dem, was wir heute vor unseren Augen sehen und was morgen sich vielleicht noch krasser darbieten wird, ist der, daß die Kirche in der Vergangenheit mit einer Welt zu tun hatte, die trotz ihrer verschiedenen Meinungen gläubig war. Sie war christlich oder mohammedanisch oder heidnisch, wobei die Heiden nicht als Ungläubige zu werten waren. Das neue Phänomen heißt Atheismus, Gottlosigkeit. Der tiefere Grund liegt in der immer intensiveren technischen Bewältigung der Erde. Der Mensch von heute hat — ähnlich wie seinerzeit der Renaissancemensch — die Auffassung, daß er nicht nur Entdecker, sondern Schöpfer einer neuen Welt sei. Wissenschaft wird zur Religion. Diese Haltung wird noch verstärkt werden, wenn es gelingen sollte, andere Gestirne zu erreichen. Die Kirche wird also mit sehr großen Spannungen zu rechnen haben. Das bisherige Weltbild wird weithin zu revidieren sein, veraltete wissenschaftliche Formulierungen und Anschauungen, auch wenn sie von angesehenen Autoren vertreten wurden, werden aufgegeben werden müssen. Es wird nicht nur Geduld, Weitherzigkeit und Vertrauen gegenüber den Vertretern des Neuen zu üben sein, sondern auch eine kluge Erziehungstätigkeit in den eigenen Reihen. Das Beispiel der Renaissance, wo die Zerreißprobe nicht bestanden wurde, soll zur Mahnung dienen! Man soll vor allem durch Nebensächlichkeiten nicht den Blick aufs Entscheidende verlieren. Und das Entscheidende wird sein, daß auch die Menschheit im atomaren und im kosmischen Zeitalter, die das große Staunen vor der Allmacht Gottes erleben wird, auch die Angst und Hilflosigkeit des Geschöpflichen vor ihr — daß diese Menschheit in einer neuen Sprache mit dem beglückenden Ereignis der Mittlerstellung dessen bekannt

AUS DEM INHALT:

Kirche zwischen gestern und morgen

«Diaconia in Christo»

Erhält Ungarns Kirche ein neues Oberhaupt?

Die öffentliche Unsittlichkeit

Norweger zur mangelhaften Toleranz und Religionsfreiheit ihres Landes

Ordinariat des Bistums Basel

Im Dienst der Seelsorge

Cursum consummavit

Neue Bücher

Zuschriften an die Redaktion

gemacht wird, «durch den alles gemacht wurde und ohne den nichts gemacht wurde von dem, was gemacht wurde».

Es ist klar, daß das ein radikales Umdenken in kirchlichen Kreisen erfordert. Es wäre verantwortungslos, wenn die Gläubigen absichtlich oder unabsichtlich in der Vorstellungswelt der Urgeschichte festgehalten würden, es wäre verantwortungslos, wenn die Professoren, denen die Priesterausbildung obliegt, aus Bequemlichkeit oder Scheu vor neuen Wegen im altgewohnten Trott fortfahren wollten. Die kirchliche Wissenschaft muß aus dem Getto, in das sie zum größten Teil aus eigenem Willen geraten ist, ausbrechen. Es ist sicher eines der größten Verdienste des gegenwärtigen Papstes, aber auch der Väter des II. Vatikanischen Konzils, daß jener in seiner Eröffnungsansprache darauf hinwies, daß man aufhören sollte, die schon so oft gesagten theologischen Formulierungen zu wiederholen, sondern daß man die ewige Wahrheit in der Sprache der Zeit verkünden sollte. Die Konzilsväter haben in ihrer übergroßen Mehrheit bei der Debatte über die Quellen der Offenbarung sich schützend vor die moderne Bibelwissenschaft gestellt.

Im Zeitalter des Zusammenrückens der Welt wird es nicht ausbleiben, daß auch die Denkweisen anderer Kulturkreise, die manche Wahrheit verständlicher und präziser ausdrücken als die abendländische, in die Bestände des christlichen Besitzes aufgenommen werden. Es mag für die Judenchristen ein schwerer Schlag gewesen sein, als die Kirche das nationaljüdische Kleid abstreifte und in die Welt des Hellenismus eintrat; es mag ebenso von den Menschen der ausgehenden Antike nur mit Wehmut verzeichnet worden sein, daß vielerlei Rechtsauffassungen und Gebräuche aus der Welt der germanischen Eroberer in die kirchliche Disziplin und Liturgie aufgenommen wurden. Es wurde dadurch eine echte und für Jahrhunderte gültige Ordnung geschaffen. Das Experiment mißlang um 1500, als man sich infolge des Humanismus zurückbesann auf Quellen, die keinesfalls christlich waren. Weder wurde die moderne Welt für die Kirche gewonnen, noch hat man den vielen neuentdeckten Völkern das Christentum als Erlösungsreligion an sich, sondern als die Lebensform der europäischen Eroberer gebracht. Es wäre tragisch, wenn man heute in den gleichen Fehler verfiele, katholisch und christlich gleich abendländisch oder gar als lateinisch und romanisch auszugeben! Das Wort des Apostelkonzils: «Wir wollen euch keine andere Last auferlegen» hat auch heute Geltung! Das gilt, wie gesagt, von der Theologie, die nicht mit Heilsnotwendigkeit auf der Philosophie Aristoteles' fußen muß, das gilt von den disziplinären Eigenheiten sowohl der lateinischen wie der orientalischen Kirchen, Eigenheiten, die zum wenigsten auf theologische, sondern auf wirtschaftliche, soziale und klimatische Verhältnisse des Mittelmeerraumes und der ausgehenden Antike bzw. des beginnenden Mittelalters zurückgehen.

Das gilt auch von den liturgischen Formen, die im Laufe der Jahrhunderte geradezu dogmatische Unveränderlichkeit angenommen haben, wobei ihr ursprünglicher Sinn als «Handlung des Volkes» in eine «Behandlung des Volkes» umgeschlagen hat — übrigens parallel zu der Umwandlung der christlichen Brüdergemeinschaft in ein System, das der konstantinischen Staatshierarchie entsprach, wobei keineswegs das von Christen geschaffene sakramentale Bischofs- und Priesteramt in Frage gestellt sein soll. Aber der Sinn dieses Amtes: «Wer unter euch der Erste sein will, der sei der Diener der anderen» — das Amt als Dienst an den christlichen Brüdern wurde vielleicht zu wenig gesehen. Diese Welt einer feudal ausgerichteten Gesellschaft ist heute zum größten Teil verschwunden, und wo sie noch besteht, dort ringt sie um ihr Leben. Die Kirche wird gut daran tun, ihr Schicksal nicht mit ihr zu verbinden. Der Blick muß nach vorne gerichtet sein. Wir haben nicht liebgewonnene Besitz- und Wirtschaftsformen zu sichern, sondern die neue Welt mitzugestalten. Jedenfalls sollte es nie so weit kommen, daß katholisch oder christlich dem Festhalten an den sogenannten humanistischen Idealen, an den Leitbildern der tausend Jahre nach Karl dem Großen, an der europäischen Agrarstruktur und an der «bürgerlichen Gesellschaft» gleichgesetzt wird! Die auf dem Konzil angeschlagenen Töne lassen aufhorchen und geben gerade auf dem liturgischen Gebiet, aber auch in manchen disziplinären Fragen zu der Hoffnung Anlaß, daß die Tür hinaus in die Welt aufgestoßen wurde. Sicherlich wird das «Morgen» in andern Kulturkreisen bestimmte eigenständige Formen hervorbringen, und sicher werden neue Formen und Ideen auf uns zurückwirken!

Das gilt in einem speziellen Falle in besonderer Weise: Die Kirche von «Gestern» stand unter der Schockwirkung der Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts. Das Tridentinum hat in berechtigter Abwehr gegen die kirchlichen Revolutionäre von damals eine Ordnung der Dinge und Formulierungen gebracht, die zwar als Antwort auf die damalige Fragestellung richtig waren und auch für uns ihre Aussagekraft nicht verloren haben. Aber ebenso wie die Häretiker nur einen Teil der Wahrheit herausgreifen, lassen auch die Bekämpfer der Häresie die Universalität vermissen — im letzten ist es so, daß eben die Fülle der Wahrheit nur «stückweise» erkannt wird und nur «wie in einem Spiegel gesehen wird». Daß die Kirche heute über das Tridentinum hinaus will, ist also kein Verrat an der Vergangenheit, sondern ein notwendiger Prozeß der Wahrheitssuche und -findung! Das «Morgen» wird also wesentlich andere Fragestellungen kennen als das «Gestern». Die feindlichen Brüder werden einsehen, daß sie sehr viel mehr Gemeinsames haben als Trennendes. Es wird damit keinem Relativismus das Wort geredet, wohl aber behauptet, daß bisher viel Relatives für Absolutes ausgegeben wurde.

II.

Betraf das bisher Gesagte mehr das innere Wesen und die innere Lebensäußerung der Kirche, so komme ich nun zu einem Gebiet, das das Verhältnis der einzelnen Glieder der Kirche zueinander, das Organisatorische, ihre äußere Darstellung betrifft.

Ich möchte zunächst an zwei Schlagworte anknüpfen, deren eines auf dem ersten Vatikanum eine große Rolle spielte, während das zweite eine Schöpfung des gegenwärtigen Konzils ist. Es sind die Schlagworte «ultramontan» und «transalpin». «Ultramontan» bedeutete im positiven wie im negativen Sinn ein Hinschauen der Peripherie zur römischen Zentrale. Dieses Hinschauen auf Rom war im 19. Jahrhundert ein Desiderat, ein Wunschtraum. Das Papsttum war damals in seiner Wirksamkeit, auch in seinem Ansehen in keiner Weise mit den heutigen Verhältnissen zu vergleichen. Man vergesse nicht, daß Napoleon I. Papst Pius VII. nach Frankreich in Gefangenschaft führen konnte, ohne daß deswegen in Europa Unruhen ausgebrochen wären. Die einzelnen Landeskirchen waren ihren jeweiligen politischen Machthabern, den Josephinern, Gallikanern usw., ausgeliefert. Die Dinge gingen so weit, daß der größte Teil des Episkopats, des Klerus und des gläubigen Volkes die Zustände als normal ansah. Erst allmählich, im Ringen der Mächte untereinander und im Aufkommen der romantischen Bewegung, aber auch liberaler Gedankengänge, begann die Sehnsucht nach der «Kirche», nach dem Papst als dem von den Mächten unabhängigen Makler unter den Völkern, nach der geistigen und geistlichen Freiheit stärker und stärker zu werden. «Ultramontan» war also eine durchaus legitime und verständliche Sehnsucht der Katholiken der damaligen Zeit. Das Wort wurde vielfach abgewertet durch übereifrige Verfechter der ultramontanen Idee und wurde scharf bekämpft durch die Vertreter des Staatskirchentums und des weltanschaulichen Liberalismus. Die Idee hat auf dem ersten Vatikanum ihre Modifikation gefunden und ging mit dieser Modifikation als Siegerin hervor. Die Stärkung der kirchlichen Zentralgewalt, die von 1870 an zu spüren ist, hat der Kirche ungeahnte Möglichkeiten erschlossen, hat sie aus einer Summierung von zahlreichen Landeskirchen zu einer festgefügten Einheit verschmolzen, die zwei Weltkriege, zahlreiche Bürgerkriege, Aufstieg und Ende des Kolonialismus, die Strukturänderung der menschlichen Gesellschaft in vielen Staaten, Demokratien und Diktaturen, Faschismus und Kommunismus erlebt und überdauert hat.

Die Zentrale hat ihr gerütteltes Maß an Verdiensten um die Kirche — es wäre nicht nur undankbar, sondern auch ungerecht, wenn man das übersehen und verschweigen wollte. Aber wie im Falle Tridentinum, so auch im Falle ultramontan: die Dinge haben sich rund um den festgefügten Turm der kirchlichen Einheit gewandelt — es ist zu wenig, die Einheit zu bewahren — es gilt, die neue Welt für Christus zu gewinnen!

Da scheint es mir symptomatisch zu sein, daß im Zusammenhang mit dem zweiten Vatikanum der Ausdruck «transalpin» geprägt wurde. Das Wort entstand, als im Zuge der Wahlen in die Konzilskommissionen ein enges Zusammengehen der deutschsprachigen, französischen, belgischen, holländischen, aber auch der polnischen und der jugoslawischen Bischöfe sichtbar wurde. Es ist italienischer Herkunft und hatte neben der geographischen auch eine leicht anklagende Bedeutung, so, als ob sich die «Transalpini», die «Peripherie» gegen die Zentrale erhoben hätten.

Wie bei vielen Schlagworten ist auch hier neben manchem Unzutreffendem das berühmte Körnchen Wahrheit: die «Transalpini» sind tatsächlich der Ausdruck für das Eigenleben der verschiedenen Landeskirchen im Gesamten der Kirche. Das gilt sowohl für die Bischöfe in ihrem Verhältnis zum Papsttum wie auch für die berechtigten Lebensäußerungen der einzelnen Teilkirchen.

Sicher ist, daß der kirchliche Zentralismus, so notwendig die kirchliche Zentrale ist, manchmal über das Ziel geschossen hat, daß mancherlei Entscheidungen von den Diözesen und Kirchenprovinzen hätten gefällt werden können. Das «Morgen» wird aller Wahrscheinlichkeit nach eine Reform im Verhältnis zwischen kirchlicher Zentrale und «Peripherie» bringen, wobei sowohl der theologische Bereich betroffen sein wird: in der Erarbeitung des Verhältnisses Papst—Bischöfe, wie der kultische: in erweiterten Befugnissen der regionalen Bischofskonferenzen, wie der disziplinäre: in der Reform des kanonischen Rechts, das augenblicklich von einer eigenen Kardinalskommission revidiert werden soll. Man wird in der Zukunft natürlich die guten Erfahrungen der Vergangenheit nicht über Bord werfen, man wird nicht die zentrifugalen Kräfte blindlings wirken lassen! Aber eine gesunde Ergänzung des Zentralismus durch einen gewachsenen kirchlichen Föderalismus wird nicht nur die Kirche innerlich kräftigen, sondern auch den nichtkatholischen Christen manche Angstgefühle nehmen!

Ob sich im Zuge dieser Dezentralisierung die bisherige lateinische Uniformität wird erhalten lassen, ist mehr als fraglich. Unter den 500 Millionen Katholiken sind im Höchstfalle 150 Millionen Romanen, wenn man die Südamerikaner außer acht läßt, die in wenigen Jahrzehnten «reindianisiert» sein können, wenn man erst einmal den Indios den Zugang zu den Bildungsmöglichkeiten gewährt. Früher oder später wird der Umstand, daß die modernen Industriestaaten das sogenannte «klassisch-humanistische» Bildungsideal zugunsten des praktisch-technischen aufgeben, auch auf die Priesterbildung zurückwirken. Schon von dieser Sicht her gesehen, sind die Bestrebungen zur Verstärkung des Lateinischen in der Kirche höchstwahrscheinlich zum Scheitern verurteilt. Wollen die Priester der Kirche keine Haruspices sein, die inmitten der Römer ihre Gebete etruskisch verrichteten, sondern Hüter des Volkes, so dürfen sie sich auch nicht in ihrer allgemeinen Bildung von der des Volkes unterscheiden.

Und was für die Sprache gilt, das gilt für das äußere Kleid der Kirche. Die barocke Ausprägung, die sie in der Gegenreformation gefunden hat, war zeitbedingt. Viele der Gebräuche, seien es nun Anreden oder Gewänder oder Zeremonien, sagen dem heutigen Menschen gar nichts mehr, im Gegenteil, überdecken seine echten religiösen Anliegen. Die Kirche muß den Mut aufbringen — und sie hat es in den letzten Jahren wiederholt getan — die Überwucherungen zurückzuschneiden. Die «edle Einfalt und stille Größe» wird der Zukunft entschieden angepaßter sein als ein Pomp, den man vielleicht als Fremdenverkehrsattraktion, aber nicht als Ausdruck echter Religiosität ansehen wird. Allerdings darf der Puritanismus dann nicht so weit gehen, daß das legitime Recht des Menschen auf Feierlichkeit und Erhebung außer acht gelassen wird. Hier werden die kirchliche Kunst und die Liturgie große Aufgaben zu erfüllen haben.

Dem «Gestern» war es eigen, daß die Kirche seit dem frühen Mittelalter als Territorialmacht auftrat: In Italien breitete sich der Kirchenstaat aus, in den Ländern diesseits der Alpen waren

«Diaconia in Christo»

ÜBER DIE ERNEUERUNG DES DIAKONATES

(Fortsetzung)

IV. Theologische Gesichtspunkte zum Diakonat

(vgl bes. S. 285—324)

Weil es den Diakonat schon vor der Zeit, da die systematische Theologie in Blüte war, nicht mehr gab, gibt es bis heute keine geschlossene, systematische Theologie des Diakonates. Diskutiert wurde immer wieder die Frage des Zölibates, der aber offensichtlich weder das Wesen, noch die Weihe, noch die Funktionen des Diakonates berührt, sondern eine kanonistische, disziplinäre Frage ist. Aber so schlimm wie sich Kerkvoorde (S. 220—284) über dieses Manko ausläßt, ist es doch auch wieder nicht. Auf jeden Fall wird man der Scholastik keine Schuld am Erlöschen des Diakonates zuschieben können, da er längst vorher in der Krise und um das Jahr 1000 schon erloschen war. Auch steht seitens der Scholastik einer Erneuerung des Diakonates absolut nichts im Wege. Im Gegenteil, gerade die von Kerkvoorde in Frontstellung gegen die Scholastik verfaßte Abhandlung, die er mit «Theologie des Diakonates» betitelt, beweist durch die in manchem daneben geratenen, eher destruktiven Ansichten, daß es für eine fruchtbringende Theologie des Diakonates ausgerechnet das braucht, was Kerkvoorde verpönt, nämlich: systematische Theologie, die sachlich-nüchterne und einfach-diskrete scholastische Methode. Man muß K. Rahner einmal dankbar sein dafür, daß er die wesentlichen theologischen Elemente, die bei der Erneuerung des Diakonates beachtet werden müssen, darlegt, wobei natürlich die Lehre vom Diakonat in den Rahmen der Ekklesiologie und der Sakramentenlehre hineingestellt werden muß.

Die Sakramentalität des Diakonates

a) Der Diakonat ist ein Teil des der Kirche bei ihrer Gründung von Christus als Sakrament gestifteten «Ordo». Es wird das «ius divinum» (die göttliche Einsetzung) nicht angetastet, wenn man annimmt, daß die Kirche selber die Befugnisse hat, dieses eine Sakrament und Amt, je nach den praktischen Notwendigkeiten der Zeit und des Ortes in der Dreiteilung Bischof, Priester und Diakon weiterzugeben. «Die Variabilität solcher teilweiser Amtsübertragung in der Urkirche zeigt doch wohl, daß man

in der Aufteilung des einen und ganzen Amtes, das in der Kirche und ihrem Wesen entsprechend von Christus ihr gegeben ist, sich an keine fixen Bestimmungen Jesu gebunden wußte ...» (S. 290). Der Diakon hat also teil am sacramentum ordinis, er gehört zu der von Christus gewollten Hierarchie, er ist Kleriker, darum ist die Bezeichnung «Laiendiakon» ein theologischer Widerspruch.

Auch die sehr variierenden und vielfältigen Funktionen, die dem Diakon übertragen wurden, sind voll und ganz mit der einen sakramentalen Weihe vereinbar. Sie kamen darin überein, daß sie *negativ* kein Recht einer eigentlichen Leitungsgewalt beinhalten und *positiv* stets Hilfeleistung (ministerium) gegenüber den amtsmäßigen Leitern der Kirche waren. Die Kirche hat auch grundsätzlich das Recht, diese oder jene Funktion des Diakonates in den Vordergrund zu stellen.

b) Ist der Diakonat Weihestufe? Daß in der heutigen Praxis der Diakonat Stufe und Durchgang zum Presbyterat ist, ist nicht wesentlich, sondern akzidentell. In der Praxis der Kirche gab es, und nach den Vorschriften des Trienter Konzils soll es sogar den bleibenden, oder wie Rahner ihn auch nennt, den «absoluten» Diakon geben. Daß die Kirche in der heutigen Praxis nur Diakonen die Priesterweihe erteilt, ist damit zu begründen, daß die gute Ausübung einer niedrigen Funktion die Befähigung für eine höhere erweist. Der Presbyterat könnte aber auch ohne vorausgehende Diakonatsweihe gültig erteilt werden (S. 288). Die heute allgemein üblich gewordenen kurzen Interstitien zwischen Diakonat und Presbyterat sind aber kaum mehr ein Mittel zur Erprobung und Bewährung einer Eignung zum Priestertum. Auch sind die Amtsobliegenheiten eines Diakons, historisch und theologisch gesehen, von denen des Priesters so sehr verschieden, daß die Geeignetheit für den Diakonat noch keine Geeignetheit für den Presbyterat einschließt. Wenn man all das bedenkt, so kommt man zur Überzeugung, daß der Diakonat von seinem Wesen her nicht Stufe zum Priestertum, sondern eine eigene Weihe ist und daß die Diakonatsgnade nicht Vorbereitungsgnade auf den Presbyterat, sondern spezifische Gnade für das Amt und die Funktion des Diakons ist. Denn die höheren und niederen Weihen sind der Kirche erwachsen, nicht als Weihestufen, sondern aus der Notwendigkeit, daß diese Tätigkeiten im Corpus Christi mysticum bleibend ausgeübt werden mußten. Die Kirche hat also sicher das Recht, sie müßte sogar davon Gebrauch machen, Weihe, Amt und Funktion des Diakonates weiterzugeben, ohne zum Empfang der Priesterweihe zu verpflichten.

c) Diakonische Funktionen ohne sakramentale Weihe. Nach Rahner hat die Kirche allerdings auch das Recht, nur die Funktionen des Diakonates aufzutragen, ohne die sakramentale Weihe des Diakonates zu spenden. «Denn es werden doch wohl kaum Funktionen des Diakonats genannt werden können, die die Kirche nicht auch in einer außersakramentalen Bevollmächtigung verleihen könnte ... Wir müssen also grundsätzlich damit rechnen, daß es Ämter in der Kirche geben kann, die zwar durch einen sakramentalen Ritus verliehen werden können, aber nicht streng notwendig müssen, so daß die genauere Verleihungsweise (sakramental oder nicht sakramental) von dem Willen und der (impliziten oder expliziten) Absicht der Kirche abhängt» (S. 292). Mit anderen Worten: Obwohl es den diakonischen Dienst in der Kirche immer wird geben müssen, so läßt sich dennoch vom Sakrament des Ordo her theologisch keine Verpflichtung, sondern nur die Möglichkeit und Berechtigung zur Erneuerung des Diakonates ableiten. Es steht aber der Wiedererweckung des bleibenden Diakonates, von der Sakramententheologie und Ekklesiologie her, auch nichts im Wege. Die Forderung nach Wiedereinführung des Diakonates ist also legitim und zeitbedingt, wie es auch zeitbedingte Gründe genug gab, den Diakonat erlöschen zu lassen. Das Erlöschen des Diakonates kann also auch nicht ohne weiteres als bedauerliche und nicht erklärbare Fehlentwicklung angesprochen werden. Die Gründe oder gar eine Pflicht zur Erneuerung des Diakonates entstammen also vor allem den konkreten pastorellen Notwendigkeiten und Situationen der Kirche, diese aber sind nicht zu allen Zeiten und allen Orten der Weltkirche die gleichen. Ist die Situation nun heute so, daß der Diakonat erneuert werden muß?

V. Gründe für die Erneuerung des Diakonates

In manchen Missionsländern wird gesagt, daß man für die Erneuerung des Diakonates weniger von pastorellen als von theologischen Erwägungen ausgehen sollte. Das von Christus gestiftete dreifache Amt und das Beispiel der Urkirche seien Gründe genug für die Einführung des Diakonates in der jungen Kirche z. B. Afrikas (S. 493). Sicher spielen auch dort die pastorellen Motive mit, aber sie allein könnten, so befürchtet man mit einigem Recht, dazu verleiten, in der Erneuerung des Diakonates nur eine «*organisatorische*» Notwendigkeit zu sehen, während man, ausgehend von der Kirche als corpus sociale mysticum, im Diakonat eine *orga-*

---

zahlreiche Bistümer gleichzeitig staatliche Organismen, die klösterlichen und pfarrlichen Grundherrschaften hatten auch verwaltungsmäßige Aufgaben zu erfüllen. Angefangen von der Zeit der Glaubensspaltung über die Französische Revolution bis zur Aufhebung des Kirchenstaates im Jahre 1870 und zur Enteignung der Kirchengüter in den meisten europäischen Ländern ist dieser Zustand heute praktisch beseitigt. Die Kirche wurde dadurch aus der Verquikkung mit den europäischen Mächten gelöst, ebenso aus der Interessengemeinschaft mit dem Grundbesitz. Der Schrumpfungsprozeß war sicherlich in den meisten Fällen schmerzlich, vor allem, weil er mit ungerechter Vorgangsweise verbunden war. Der Endeffekt war, im großen gesehen, für die Kirche durchaus positiv. Sie hat heute eine echte Verhandlungsfreiheit mit allen Staaten und Machtblöcken. Ihre geistige Kraft ist so groß, daß sie auch von ihren grundsätzlichen Gegnern anerkannt wird, ihre Energien müssen nicht auf sekundäre Dinge verschwendet werden. Wie die Zukunft aussehen wird, können wir nur ahnen: Die Wahrscheinlichkeit ist, daß durch die modernen Mittel, vor allem die Nachrichtentechnik, durch die immer größere Abhängigkeit des Einzelnen von der organisierten Gesellschaft die Kirche die Verteidigerin der Unabhängigkeit des Menschen sein wird, ferner, daß sie als «Volk Gottes» ein wichtiger Integrationsfaktor einer neuen Gesellschaft sein wird.

*

Es ist, wie wenn wir heute über eine Brücke schritten. Das Ufer, das wir gekannt haben, haben wir verlassen. Sicherlich wird sich das andere in vielen Punkten als ähnlich erweisen, sicher aber ist, daß drüben im «Morgen» Überraschungen und unbekannte Gefahren, auch unbekannte Chancen liegen. Es gibt viele, die davor gewarnt haben, diesen unseren «Rubico» zu überschreiten. Nun ist er überschritten. Gottes Geist möge der Kirche gerade in diesen kritischen Stunden beistehen. Das Vorwärts ist ja voller Risiken, ein Zurück jedoch wäre katastrophal!

Dr. Norbert Miko

nische Institution sehen muß. Ohne den Diakonat fehlt in der Kirche das Glied der Dienstleistung.

1. Was soll erneuert werden?

Es geht um die Erneuerung des Diakonates als bleibendes und selbständiges Amt. Der Diakonat als Weihestufe würde bleiben. Eigentlich handelt es sich darum, ob den Gliedern unserer Kirche, die, wie wir sahen, die diakonischen Funktionen faktisch ausüben, auch die sakramentale Weihe und das Amt gegeben werden sollen. Dies mit der sog. sakramentalen Amtsgnade allein zu begründen, ist kaum ausreichend. Denn wie schließlich die Gnade jedes Sakramentes auch per votum sacramenti erlangt werden kann, so kann auch die Amtsgnade des Diakonates in und durch die Kirche als Ursakrament empfangen werden von jedem, der als Glied am Leibe Christi eine wirklich diakonische Funktion ausfüllt. Allerdings gilt der Grundsatz: wo eine Amtsgnade und die Amtsübertragung sakramental erfolgen kann — was für den Diakonat zutrifft —, da soll es auch geschehen. Missionsbischof Bekkum hätte sich sogar auf den oben angeführten Beschluß des Trienter Konzils berufen können, wenn er fordert: «Niemand sollte eine bleibende Aufgabe im Dienste der kultischen Gemeinschaft verrichten ohne einen formellen, persönlichen Auftrag durch die Kirche und ohne eine besondere Weihe für diese Aufgabe» (S. 371).

Wenn wir nun den Gründen nachgehen, warum die Kirche der Gegenwart den selbständigen, bleibenden Diakon braucht, so lassen diese Gründe auch zugleich erkennen, wo die Funktionen und Aufgaben des künftigen Diakons liegen werden.

2. Braucht die Kirche den Diakon? Welches sind seine Aufgaben?

Die Kirche braucht heute nicht nur *Seelsorgehelfer* (Laienapostel), sie braucht *Hilfsseelsorger* in der Liturgie und in der Verkündigung, im Vorfeld der Seelsorge und in der Karitas, in der Verwaltung und in sozialen oder kulturellen Belangen, wobei bald die eine, bald die andere Aufgabe zum Schwerpunkt werden kann. Der Diakon soll in der Liturgie und in der Seelsorge der «Brückenbauer» sein zwischen Altar-Priester und Gemeinde.

a) Vom Priester her gesehen (vgl. bes. S. 412—430). Vielleicht noch dringender als die Gemeinde bedarf der Priester selber des Hilfsseelsorgers. Denn in Anbetracht des immer drückender werdenden Priestermangels und der immer größer und vielseitiger werdenden Ansprüche, die heute eine Gemeinde an den Seelsorger zu stellen das Recht hat, ist der Priesterberuf und das Priesterideal als erstes gefährdet zum persönlichen Schaden des Priesters und der Gemeinde. Der Priester ist heute oft nicht nur körperlich und nervlich, sondern auch in seinen religiösen Herzenskräften überfordert, so daß er nicht selten nach außen als das Zerrbild des gehetzten Liturgen erscheint. «Der Zwiespalt zwischen Innerlichkeit und Dienst gehört seit längerem zur Situation des Seelsorgepriesters; heute droht — da noch eine anti-meditative Zeitströmung hinzukommt — in der schier hoffnungslosen Exteriorisierung des Priesterlebens der meditative Typ auszusterben» (S. 414). Diese Feststellungen stammen von Priestern. Es besteht die Gefahr, daß der «überlastete und fehlbeschäftigte Priester» bereits die körperlichen und seelischen Voraussetzungen zu Meditation, Stille, Sammlung und persönlichem Gebet verloren hat (S. 415). So verliert der Priester genau das, was die verhasteten Menschen des Alltags vom Priester erwarten und bei ihm suchen: die Stille, die Ruhe und die Abgeklärtheit der Kontemplation und des betrachtenden Gebetes. Es verliert sogar der Priesterberuf seine Anziehungskraft auf die Jugend, der Priesternachwuchs geht zurück. Man spricht hier geradeheraus von einem «Teufelskreis»: durch den verminderten Nachwuchs erwächst und wächst die Überlastung und geistliche Gefährdung des Seelsorgepriesters weiter; durch das angeschlagene Erscheinungsbild des gehetzten Priesters mindert sich der Nachwuchs noch weiter (S. 415). Laien oder Seelsorgehelfer allein können den Priester in seiner Bedrängnis nicht ausreichend entlasten, nur der Diakon als Hilfsseelsorger und Mitträger eines geistlichen Amtes kann Hilfe bringen und somit beitragen zur «Respiritualisierung» des Priesterideals. Der Diakon könnte, wie errechnet wurde, bis zu 60 % von dem tun, was heute der Priester tun muß (S. 417). Es muß aber schon jetzt gewarnt werden davor, das Leitbild des Diakons zu verzeichnen und in seinen Funktionen nur eine *quantitative* Entlastung des Priesters zu sehen. Das würde früher oder später nur dazu führen, daß auch der Diakon in den gleichen Zwiespalt zwischen Innerlichkeit und Dienst hineingezerrt wird, an dem der Priester oft schon nahezu zerbricht. Man darf auch vom Diakon nicht erwarten und fordern, was schon das Priesterideal gefährdet: ein Übermaß von Aktivität auf Kosten der Innerlichkeit. Wenn der Diakon kommen sollte, so darf das auf keinen Fall bedeuten, daß nun noch mehr Organisationen und Vereine geschaffen werden. Der Diakon soll vor allem eine *qualitative Ergänzung* des Priesterwirkens und des Priesterideals bringen. Nur so würde auch der Priesterberuf wieder anziehender, und der Priester könnte wieder «Geistlicher» sein. Soll das «sacerdotium» für die ihm eigene Aufgabe freibleiben, dann braucht es in der Kirche auch das Amt des «ministerium». Für ländliche Gegenden könnte auch der Bezirks-, Regional- oder Dekanatsdiakonat ins Leben gerufen werden.

Allerdings: soll durch die Einführung des Diakonates der Priesterberuf respiritualisiert werden, dann wird man diese Forderung auch in den Priesterseminarien «ad notam» nehmen müssen, d. h. man wird Aszese und Mystik, Liturgie und Liturgik oder Spiritualität ganz allgemein nicht an den Rand abdrängen lassen durch eine Hypertrophie jener Fächer, die die Wurzeln zur Aktivität und zum Aktivismus in sich tragen.

b) Liturgische Begründung und Aufgaben: Erst das neu erwachte Interesse an der Liturgie und die «participatio actuosa» ließen, besonders auf Pfarreien mit nur einem Priester, erkennen, daß man tatsächlich den Diakon gut brauchen könnte. Man erkennt das Fehlen eines Mittlers zwischen Priester und Volk.

Liturgische Funktionen wären z. B.: die «*missa cum diacono*», wie sie sich bereits im zisterziensischen Rituale findet, Kommunionspendung, Krankenkommunion, Viaticum, eucharistische Segensandachten, Kommentator, Lektor, Vorbeter beim Gottesdienst, Vertreter des Pfarrers bei Taufspendung, Eheschließung, Begräbnissen. Alle diese Funktionen — da und dort werden sich noch andere ergeben — könnte der Diakon ausüben, aber er muß sie nicht alle, nicht immer und nicht überall ausüben.

Zentrale Mitte und Zusammenfassung aller diakonischen Aufgaben wird der Dienst am Altar bleiben, denn die Eucharistie ist ja auch für die Kirche und für jeden Christen das zentrale Geheimnis. Wir sahen schon bei den geschichtlichen Darlegungen, daß die große und bisweilen divergente Vielfalt der diakonalen Funktionen letzten Endes vom Altare ausgeht und dorthin zurückführt. Der Dienst am Altare sollte also in keinem Diakonat fehlen, auch wenn der Diakon andere, mehr materielle Schwerpunktaufgaben zu erfüllen hat. Mit Recht mahnt aber K. Rahner (S. 297 f.) davor, die liturgischen Funktionen zum alleinigen oder zentralsten Wesenselement zu übersteigern. Geschichtlich weiß man ja, daß es mit ein Grund für den Zerfall des selbständigen

Diakonates war, daß der Altardienst zum ausschließlichen Dienst wurde.

c) Pastorelle Aufgaben: Der Diakon kann schon nach heute geltendem Recht in der *Predigt und Katechese* eingesetzt werden, wobei allerdings der Unterschied zur Wortverkündigung durch den Priester deutlich werden sollte. Dem Priester ist vor allem die Heilsverkündigung (das Mystagogische) anvertraut, während der Diakon die Voraussetzungen der Heilsanwendung darzulegen hätte (S. 536). In der *Vereinsseelsorge*, die den Priester, auf sich allein gestellt, oft nahezu erdrückt, könnte der Diakon sehr viel tun. Denn was in den Vereinen getan werden muß, ist sicher lange nicht immer «priesterliche Aufgabe», denken wir an Filmvorführungen, kulturelle Bildungsabende, Ferienlager usw.

Möglicherweise wären Predigt, Katechese und Vereinsseelsorge des verheirateten Diakons nicht so welt- und lebensfremd, wie man es dem Priester oft vorhält. Der verheiratete Diakon wäre auch zuständig für den *Brautunterricht*, der nicht bloße Formsache sein sollte. Der Diakon könnte auf Gemeinden, die ohne Priester sind, am Sonntag wenigstens einen Wortgottesdienst mit Predigt und Kommunionspendung abhalten. Auch durch Übernahme *administrativer Aufgaben* und der immer mehr Zeit beanspruchenden *«Büroarbeit»* könnte der Diakon den Priester entlasten, ebenso bei *Hausbesuchen*. Und schließlich brächte der verheiratete *«Arbeiterdiakon»* unter Umständen die Lösung für das Experiment, das mit dem *«Arbeiterpriester»* nicht gelang. Vielleicht liegt sogar im Brief Kardinal Pizzardos eine diskrete Anspielung auf diese Lösung, der die Kirche eher ihre Zustimmung geben könnte. Das Verbot der Arbeiterpriester wird gerechtfertigt mit den Worten, daß die Apostel *den Diakonat* deshalb eingesetzt hätten, um sich von weltlichen Aufgaben zu lösen und für das Gebet und die Predigt freizumachen.

d) Die Situation in verschiedenen Ländern: Der Ruf nach dem Berufsdiakon ist weder in den altchristlichen noch in den Missionsländern von gleicher Intensität und Überzeugung, was zumeist daher kommt, daß der Priestermangel nicht überall in gleichem Ausmaße spürbar ist. *Polen* z. B. leidet vorläufig noch keinen Mangel an Priesterberufen und hat darum wenig Interesse, den Diakonat einzuführen (S. 445). Das «katholische» *Lateinamerika*, dessen Priestermangel bekannt ist, ruft dringend nach dem Diakon (S. 481). Auch aus *Portugal, Deutschland* und *Frankreich* liegen positive Stellungnahmen vor, während der Referent aus *Italien* der Ansicht ist, daß der Diakon in seinem Lande keine wirksame Abhilfe für den Priestermangel brächte (S. 457). In den Missionsländern erhofft man sich vom Diakon große Fortschritte, aber man ist sich einig, daß es eine gründliche und lange Vorbereitung, Schulung und Einübung braucht, um das Risiko auf ein Minimum zu beschränken. Besonders für die priesterlosen Missionsstationen wäre der Diakon eine sehr wertvolle Hilfe. In *Zentralafrika* ist man eher zurückhaltend. Man hält vor allem den verheirateten Diakon für inopportun, weil ihm durch seine Bindung an die Großfamilie (Clan) die nötige Freiheit schon bei der Ausbildung fehle. Befürwortet wird aber, daß die Diakonatsweihe an Laienbrüder erteilt werde, da selbst die besten Laienkatecheten nicht in Frage kämen (S. 490 f.). Im *Kongo* hingegen wünscht man den verheirateten Diakon (S. 497 f.). Auch *Indien* hofft, daß es bald den verheirateten Diakon geben, möge. Zur Weihe kämen vor allem Katechisten nach langer Bewährung in Frage (S. 501 f., 546).

Das Begehren, daß es den bleibenden Diakon wieder geben sollte, ist also nicht in allen Teilen der Kirche das gleiche; auch die verschiedenen Volksschichten werden verschieden reagieren, noch größere Mannigfaltigkeit wird in den Aufgaben bestehen, die dem künftigen Diakon zufallen werden. Darum ist es wünschenswert, daß Rom, falls es wirklich zur Erneuerung des bleibenden Diakonates kommen sollte, nur ein sog. *Rahmengesetz* erläßt (S. 319 f.), das die Einführung des Diakonates dort ermöglicht und erleichtert, wo eine Notwendigkeit besteht, und die konkrete Durchführung weitgehend den Bischöfen überläßt. Als Träger der verschiedenen und eigenständigen Praxis müßten sich am besten die Bischöfe eines Landes oder eines Sprachgebietes zusammenschließen und auch die zur Ausbildung der Diakone notwendigen Seminare gemeinsam errichten. (Fortsetzung folgt)

Dr. P. Thomas Kreider, OSB

Erhält Ungarns Kirche ein neues Oberhaupt?

Die Aufmerksamkeit der Welt war in den vergangenen Wochen auf die überraschenden Ereignisse in der ungarischen Kirche gerichtet. Den Auftakt gab der Besuch des Kardinal-Erzbischofs König von Wien bei Kardinal Mindszenty in Budapest.

Am Donnerstag der Osterwoche, den 18. April 1963, war Kardinal König morgens um 7.30 Uhr im Auto von Wien nach Budapest gefahren. Um 11 Uhr langte er in der amerikanischen Botschaft an. Während vier Stunden besprach er sich mit Kardinal Mindszenty, der dort seit 1956 als freiwilliger Gefangener weilt. Die Reise des Wiener Erzbischofs war so lange geheimgehalten worden, bis am Nachmittag des 18. Aprils aus Budapest die ersten Meldungen über die Fernschreiber liefen, Kardinal König habe um 15.00 Uhr die amerikanische Botschaft verlassen. Noch am gleichen Abend war er wieder in Wien.

Über diesen Blitzbesuch Kardinal Königs in Budapest ist in der Presse viel gerätselt worden. Nach den einen soll der Wiener Erzbischof mit dem Auftrag nach Budapest gefahren sein, Kardinal Mindszenty zu veranlassen, seine Heimat zu verlassen und nach Rom zu übersiedeln. Nach einer andern Version hätte er nur die Aufgabe gehabt, sich über das Befinden des hohen Kirchenfürsten zu erkundigen und darüber nach Rom zu berichten.

Etwa zwei Wochen nach dem Besuche Kardinal Königs in Budapest hat ein neues Ereignis das Rätselraten um das Schicksal Kardinal Mindszentys mit einem Schlage neu entfacht. Unerwartet fand sich der Untersekretär der Kongregation für die außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten, Mgr. Agostino Casaroli von Rom, in der ungarischen Hauptstadt ein, um den «Fall Mindszenty» auf dem Verhandlungswege zu klären. Der Kardinal-Staatssekretär hatte für diese heikle Aufgabe einen seiner besten und gewandtesten Mitarbeiter ausersehen. Als in den Abendstunden des vergangenen 15. Mai auf dem neuen römischen Flughafen Leonardo da Vinci ein geheimnisvoller Reisender in schwarzem Anzug der fahrplanmäßigen Maschine der österreichischen Luftfahrtgesellschaft aus Wien entstieg, der mit einem bereitstehenden Auto eiligst davonfuhr, verbreitete sich mit Windeseile das Gerücht, Kardinal Mindszenty sei nach Rom gekommen. In Wirklichkeit war der geheimnisvolle Reisende, wie sich später herausstellte, der aus Wien zurückgekehrte Unterstaatssekretär Mgr. Casaroli.

Was spielte sich unterdessen in Ungarn ab? Völlig unerwartet wurden sechs Bischöfe und etwa 70 Priester freigelassen. Aus welchen Gründen wohl? Die Absicht des Kadar-Regimes geht dahin, seine Position auch in der Kirche zu festigen; sie besteht in erster Linie darin, Bischöfe, ja selbst den Primas von Ungarn faktisch zu bestimmen. Zum guten Ausgang der Verhandlungen

sollte die Lage der katholischen Kirche im kommunistischen Ungarn geregelt werden. Das kommunistische Regime glaubte, durch die Freilassung von Bischöfen und Priestern alles von Rom erzwingen zu können. In Wirklichkeit durfte von den befreiten Bischöfen nur einer in sein Bistum zurückkehren, nämlich der vom Papst cum iure successionis ernannte Erzbischof von Kalscha, Mgr. Bárd.

Wie man ferner vernimmt, soll die kommunistische ungarische Regierung Rom vorgeschlagen haben, Kardinal Mindszenty durch Bischof Hamvas von Csanád zu ersetzen und den freigewordenen erzbischöflichen Sitz von Eger dem Diözesanbischof Kovács von Steinamanger zu verleihen. Die kommunistischen Unterdrücker wissen aber, warum sie gerade die zwei haben wollen. Diese beiden Bischöfe sind die einzigen kirchlichen Würdenträger, denen seit der Besetzung Ungarns durch russische Truppen überhaupt nichts angetan wurde, während die andern Oberhirten entweder unter Hausarrest gestellt waren oder jahrelang den Weg der Verfolgung gingen. Der vatikanische Unterhändler Mgr. Casaroli fiel aber auf diesen Trick nicht herein. Die Kommunisten vergessen, daß die Kirche eine von der Staatsgewalt freie Institution ist.

Papst Pius XII. hatte 1945 den damaligen Bischof Josef Mindszenty zum Oberhaupt der ungarischen Kirche und Hierarchie berufen. Zu dieser Ernennung wird der Papst seine gewichtigen Gründe gehabt haben, wie Mindszentys Charakterstärke, seine unerschütterliche Treue zur Kirche Christi und seine Beständigkeit, die sich im Kampfe gegen den gottlosen Kommunismus schon vor seinem Schauprozeß und seiner Inhaftierung zur Genüge bewährt hatten. Damals gingen im Episkopat die Meinungen auseinander, wie man etwa auch im Westen hören kann: «Lieber rot als tot», vielleicht nicht so derb, aber ähnlich.

Es ging also um die Koexistenz mit dem Unglauben. Es wäre sinnlos, anzunehmen, daß Glaube und Unglaube sich je einmal vertragen könnten. Die Wahrheit dieses Grundsatzes schien Kardinal Mindszenty selbstverständlich zu sein. Er sah sozusagen instinktiv, daß es der ungarischen Kirche genau so ergehen könnte, wie es der orthodoxen Kirche Rußlands ergangen ist. Wölfe im Schafspelz unter den Schafen sind gefährlicher als Wölfe im Wolfspelz. Darunter sind jene «Priester» gemeint, die in Wirklichkeit gar keine Priester sind, sondern nur verkleidete Agenten der Geheimpolizei NKWD, die darauf aus sind, die Einheit der Kirche zu vernichten und sie dadurch dem Untergang zuzuführen.

In der Koexistenz sah Kardinal Mindszenty jene schwache Stelle, wo die Kirche am leichtesten angegriffen und verwundet werden kann. Darum lehnte er sie auch mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit ab.

Wir halten es für kaum wahrscheinlich, daß Rom die Bischöfe, die auf dem Boden der Koexistenz stehen, für das verantwortungsvolle Amt des Primas der Kirche Ungarns für geeignet hält. Ihn aus der Mitte jener zu ernennen, die die Koexistenz ablehnen, d. h. auf der Seite Kardinal Mindszentys stehen, würde zwischen dem herrschenden Regime und der Kirche zu neuen, vielleicht noch größeren Spannungen als bisher führen.

Was geschieht aber, wenn der Kardinal die amerikanische Gesandtschaft, wo er nach dem mißglückten Aufstand von 1956 ein Asyl gefunden hat, verläßt und nach Rom übersiedelt, wie manche wissen wollen? Unter den gegenwärtigen Umständen würde wohl kaum ein neuer Primas ernannt werden, um nicht die Kirche in Ungarn der Gefahr auszusetzen, von Rom getrennt zu werden oder um neue Spannungen zu vermeiden. Wäre es nicht auch möglich, daß Kardinal Mindszenty Ungarn überhaupt nicht verläßt, wenn es ihm zu schwerfällt, sein bis zum Heroismus gebrachtes Opfer in seiner Heimat nicht vollenden zu können? *- xy -*

Die öffentliche Unsittlichkeit

Die Allgemeine Gebetsmeinung für Juni steht ganz auf der Linie Papst Johannes' XXIII. Über alle Grenzen der Nationen, der Rassen, der Bekenntnisse und Religionen hinweg betont er in seinen Ansprachen, Aufrufen und Schreiben das Gemeinsame. Der Papst ruft alle, die sich zu Christus bekennen, zum gemeinsamen Kampf gegen die öffentliche Amoralität in all ihren Erscheinungsformen auf.

Ein gemeinsames Anliegen

Die allgemein verbreitete Unsittlichkeit ist eine Tatsache. Wir zitieren als Beispiel die sehr offenen und mutigen Worte des nordamerikanischen Episkopates vom 19. November 1961. Der nordamerikanische «way of life» wird mehr und mehr der Lebensstil der Menschen von heute. Es ist daher besonders interessant, zu erfahren, wie die Bischöfe der Vereinigten Staaten ihn beurteilen und verurteilen. Einleitend weisen sie im genannten Hirtenschreiben mit berechtigtem Stolz auf die hohen sittlichen Grundsätze, von denen sich die Gründerväter bei der Grundlegung des Staatswesens haben leiten lassen. Sie anerkennen, daß die Vereinigten Staaten «in diesem Jahrhundert, nicht zuletzt aus moralischem Pflichtgefühl, ein Bollwerk der Verteidigung gegen die totalitäre Aggression wurden, eine Vorratskammer für die Ernährung der hungernden und notleidenden Welt, ein Samariter, der den besiegten feindlichen Nationen zum friedlichen Wiederaufbau verhalf». Dann aber führen sie aus:

«Nun ist aber die Zeit gekommen, in der wir gestehen müssen, daß unser nationales Ideal nicht länger mehr auf einer breiten und gesunden Volksmoral begründet ist. Unkenntnis der sittlichen Prinzipien und Ablehnung des Begriffes der Sittlichkeit selber sind ständig im Steigen und drohen das Leben unseres Volkes und dessen beste Traditionen zu untergraben. Unser sittlicher Abstieg tritt überall ganz offen zutage: in der alarmierenden Zunahme der Kriminalität, namentlich bei der Jugend, in der sensationellen Behandlung von Gewalttätigkeit und Sexualität in der Literatur, im Theater, im Film und im Fernsehen, in unverhülltem Egoismus und Zynismus in Regierung und Verwaltung, im Arbeits- und Geschäftsleben, in dem hartnäckigen Weiterbestehen ungerechter Rassenvorurteile, in der steigenden Zahl von Ehescheidungen und der rasch voranschreitenden Zersetzung der Familie, in der krassen und heidnischen Verachtung der Heiligkeit des menschlichen Lebens unter dem Vorwand der Wissenschaftlichkeit» (Herder-Korrespondenz, März 1962).

Diese Feststellungen in bezug auf die öffentliche Moral sind aber ein gemeinsames Anliegen aller Christen.

Eine gemeinsame Verantwortung

1. Gegenseitige Beschuldigung. Selbstverständlich hat es auch bis anhin in allen Lagern Mißstände gegeben. Sicher jedoch nicht in dem Ausmaß wie heute. Doch fand man den Weg nicht zueinander, um gemeinsam gegen den gemeinsamen Feind vorzugehen. Im Gegenteil, man beschuldigte sich gegenseitig, wies mit dem Finger aufeinander. Man erkannte zu wenig klar, daß der Niedergang der Sitten aus der gleichen vergifteten Wurzel hervorwuchs: aus dem Atheismus der Gegenwart. «Viele moderne Menschen stehen ohne Gott und Religion, allein mit ihrer selbstgeschaffenen Größe da und sehen sich gezwungen, ihre eigenen moralischen Werte zu schaffen und für sich selbst zu entscheiden, was gut und schlecht, was recht

und unrecht ist» (gleiches Hirtenwort). Gott ist aus dem öffentlichen wie privaten Leben verbannt, die menschliche Natur wird vergötzt. Diese Haltung gegenüber Gott und seinem Sittengesetz ist um so gefährlicher, als sie nicht kämpferisch auftritt, sondern in einer religiösen, sittlichen Apathie besteht.

Notwendiger Schulterschluß. Der gemeinsame Feind muß gemeinsam bekämpft werden. Das ist aber erst dann möglich, wenn die Glieder der verschiedenen Kirchen, die sich zu Christus bekennen, eine geschlossene Front bilden, sich der gemeinsamen Verantwortung vor Christus bewußt werden. Schlechte Katholiken sind ebenso wie schlechte Protestanten eine allgemeine Gefahr für den Glauben an Gott. Religiös apathische Anglikaner bilden gleich wie laue Orthodoxen einen Hemmschuh für den Fortschritt des Gottesreiches auf Erden. Die Hindernisse auf dem gemeinsamen Weg müssen weggeräumt werden. Die nordamerikanischen Bischöfe mahnen:

«Eine besondere Schwierigkeit für die Wiederherstellung eines gesunden religiösen und sittlichen Fundamentes in Amerika liegt im pluralistischen Charakter unserer Gesellschaft. Da wir ein Volk mit vielen religiösen Bekenntnissen, von verschiedener rassischer und völkischer Herkunft sind, wird es immer Spannungen und manche Mißverständnisse geben. Aber diese Verschiedenheiten werden kein unüberwindliches Hindernis bilden für den nationalen Frieden und die Zusammenarbeit, wenn wir den moralischen Grundsätzen, den Fundamenten unserer Tradition, treu bleiben.»

Es ist heute dringend notwendig, daß alle Christen sich der gemeinsamen Verantwortung vor Gott bewußt werden, einen Schulterschluß vornehmen.

Ein gemeinsames Vorgehen

1. Das Leitbild. Der Heilige Vater Johannes XXIII. hat sein letztes großes Rundschreiben, «Pacem in terris», nicht nur, wie bis anhin üblich war, an seine Mitbrüder im Bischofsamt, an den Klerus der katholischen Kirche, sondern auch an alle Christgläubigen des ganzen Erdkreises, ja an alle Menschen guten Willens gerichtet. Der Friede ist ein Anliegen aller Menschen. Gleichfalls die Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit.

2. Gemeinsames Vorgehen. Heute kann niemand mehr allein und im eigenen Namen viel Einfluß auf das öffentliche Leben gewinnen. Der Einzelne gewinnt erst dann Einfluß auf das öffentliche Leben, wenn er von einer genügend großen Anzahl Gleichgesinnter getragen wird, und je größer diese Gruppe ist, um so größer ist auch das Gewicht ihrer Forderungen. Alle Christen, Katholiken, Protestanten, Orthodoxe, Anglikaner usw. sollen sich auf der ihnen gemeinsamen Plattform finden und gemeinsam vorgehen gegen das, was sie alle in gleicher Weise bedroht: die Unmoral des öffentlichen Lebens in all ihren Formen und Arten.

3. Mit allen erlaubten Mitteln. Gewiß sollen wir beten. Aber auch etwas tun, alle erlaubten Mittel einsetzen. Wenn alle christlichen Eltern bewußt den Lesestoff ihrer Kinder überwachen, Schlechtes fernhalten und ihnen Gutes in die Hand geben wollten, dann könnten *jugendgefährdende Zeitschriften* wahrscheinlich bald nicht mehr mit Rekordauflagen paradieren. Wenn alle christlichen Familien in geschlossener Front *unsittliche Filme* boykottieren, dann werden sich die Produzenten bald ein besseres Geschäft überlegen. Wenn auf jede *Fernsehsendung,* die von bestimmten Herren zum Meinungsmonopol mißbraucht wurde, ein Hagel von Protestbriefen niedergeht, dann wird das Eindruck auf die Redaktoren machen.

Ein entscheidender Einfluß des Christen auf das öffentliche Leben muß jedoch über die *Politik* gehen. Die Politiker müssen wissen, daß ihr religiös-sittliches Verhalten von den Wählern registriert wird. Anderseits müssen die Wähler wissen, daß die Politiker in ihrem Bestreben um die Hebung des moralischen Milieus in der Politik des Rückhaltes der Bevölkerung bedürfen.

Im Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit kommt es jedoch letztlich und vorerst auf die sittliche Sauberkeit des Einzelnen an. *Hans Koch*

Allgemeine Gebetsmeinung für Juni 1963: Alle Christen mögen durch gemeinsames Handeln mit allen erlaubten Mitteln verhindern, was den guten Sitten schadet.

Norweger zur mangelhaften Toleranz und Religionsfreiheit ihres Landes

Wie die Presse-Agenturen zu melden wissen, wird das Thema «Toleranz und Religionsfreiheit» bzw. das Verhältnis der christlichen Konfessionen zueinander und zu den anderen Religionen auch auf der kommenden Session des II. Vatikanischen Konzils zur Sprache kommen. Eine grundsätzliche Behandlung dieser Frage bezüglich der Verhältnisse in Norwegen, wie dieselbe von der geistig sehr hochstehenden norwegischen Zeitschrift *Kirke og Kultur* in den letzten Monaten vorgenommen wurde, dürfte im Blick auf das Konzil auch weiteste katholische Kreise interessieren.

Aktuell wurde in Norwegen die Frage, als die freikirchlichen Kreise des Landes mit dem Begehren vor die Öffentlichkeit traten, auch ihrerseits in den öffentlichen Schulen Religionsunterricht erteilen zu dürfen. Ein im Februar zur Debatte stehender Vorschlag zum «Gesetz über die Religionsgemeinschaften» veranlaßte die Schriftleitung von *Kirke og Kultur,* in ihrer Januar-Nummer vorbeugend zu schreiben: «Selbst eine von Herzen kommende ökumenische Einstellung innerhalb der Staatskirche muß doch die Forderung der Freikirchen abweisen. Weiter wird ausgeführt, die Kirche habe ein absolut verpflichtendes Verhältnis zu ihrem Taufunterricht; es gehe in dieser Sache keineswegs um Kinder- oder Erwachsenentaufe, sondern eben um die Lehre, welche in der Taufe ihren zusammenfassenden Ausdruck erhalte, und um die Lehre von der ungeschuldeten Gnade. Die Taufe sei organisch mit der Lehre verknüpft. Wenn die Kirche sich nicht mehr das alleinige Recht wahre, in ihrer eigenen Lehre zu unterrichten, dann falle auch ihre Berechtigung als Kirche fort, bemerkt *Kirke og Kultur* und fügt bei: «Was würden die freikirchlichen Kreise dazu gesagt haben, wenn jemand außerhalb ihres eigenen Kreises versucht hätte, sich in ihren Unterricht hineinzudrängen?» Im März-Heft derselben Zeitschrift nehmen nun zwei besonders qualifizierte Vertreter der gegenteiligen Auffassung zur aufgeworfenen Frage Stellung. Der eine, *Trygve Leivestad,* ist Richter am höchsten Gericht Norwegens; er präsidierte das Komitee für die Dissidenten-Gesetzgebung vom Jahre 1957 und gilt als der eigentliche Urheber der neuen Vorlage vom Jahre 1962. Leivestad wurde ferner bekannt durch seine Veröffentlichung: «Grundgesetz als Problem der Moral». Der andere Verfasser ist *Alf Lier,* Rektor der theologischen Schule der Methodistenkirche in Göteborg und Vorsitzender der norwegischen Dissidentenvereinigung (Dissenterting).

Im folgenden gehen wir besonders auf die Gedanken von Leivestad ein. Sein Artikel erschien unter dem Titel *«Einige Gedanken zu Religionsfreiheit und Toleranz in Norwegen»* (Kirke og Kultur, März-Heft 1963, S. 131—153). Im ersten Teil seines Artikels, in welchem er einen geschichtlichen Rückblick gibt, schreibt der Verfasser, in Norwegen sei

zwar in der öffentlichen Meinung die fast allgemeine Auffassung vorhanden, es herrsche bei ihnen Religionsfreiheit und Toleranz in einem nicht mehr zu tadelnden Grad, im Gegensatz zu anderen Ländern, wo es in dieser Hinsicht weniger gut stehe. Doch habe ihm seine Arbeit mit der Dissidenten-Gesetzgebung zu seinem eigenen Erstaunen gezeigt, daß diese Sicht der Dinge den Tatsachen nicht standhalte. Er schreibt wörtlich:

«Erst spät haben wir in unserem Lande die Religionsfreiheit eingeführt. Das geschah langsam und gegen zähen Widerstand. Auch in Zukunft fehlt noch viel zur religiösen Freiheit und Gleichheit. Die Staatskirchenordnung an und für sich ist nicht vereinbar mit voller Freiheit und Gleichstellung. Ich halte dafür, daß noch viele Anzeichen dafür sprechen, daß der Sinn für Glaubensfreiheit und Toleranz bei uns keineswegs so hoch steht, wie wir selber glauben.»

Die norwegische Religionsfreiheit im Urteil des Auslandes

Daß Norwegen — so führt Leivestad weiter aus — auch vor dem Ausland keineswegs als das Land der Religionsfreiheit dastehe, zeige das im Jahre 1945 in den USA von Professor *M. Searle Bates* im Auftrag der Missionsgesellschaften und des Rates der Evangelischen Kirchen unter dem Titel *«Religious Liberty»* herausgegebene Werk. Darin würden unter dem Gesichtspunkt der Religionsfreiheit die Staaten der Welt in *fünf* Klassen eingeteilt. Die erste und zahlreichste bestehe aus jenen Staaten, deren Verfassung allen Glaubensgemeinschaften volle Freiheit und Gleichheit gewähre. Die nächste betreffe jene Staaten, die zwar *einer* Religion eine Vorrangstellung geben, aber gleichzeitig auch anderen Religionen Freiheit und Gleichstellung einräumten. Die dritte Klasse umfasse die Staaten, welche eine offizielle Religion haben, aber Freiheit lassen für andere Religionen und schwere Diskriminierungen nicht kennen. In die vierte Klasse werden die Länder eingereiht, welche eine Staatsreligion mit wichtigen Privilegien und starker Diskriminierung von anderen Glaubensgemeinschaften haben. In diese wenig zahlreiche Gruppe seien die nordischen Länder zusammen mit einigen mohammedanischen Staaten einzureihen. Die fünfte Klasse bilden jene Länder, welche die Religion bekämpfen oder die Religionsfreiheit einschränken. Für einen Bürger der USA, in denen das Prinzip der Religionsfreiheit von der Gründung an heiliggehalten worden sei, wäre es auch vom Gesichtspunkt der Gesetzgebung aus nicht möglich, Norwegen anders zu beurteilen. Wenn dagegen jemand, wie der Verfasser von *«Religious Liberty»* es tue, auch das soziale Niveau und den diskriminierenden Druck auf religiösem Gebiet in Erwägung ziehe, dann komme Norwegen besser weg. Im täglichen Verkehr werde ja die Religion in Norwegen weithin als Privatsache betrachtet, die man im großen und ganzen nicht antaste, in Norwegen sogar noch viel weniger als in den USA.

Norwegen gehört zu den wenigen Ländern, die keine Verfassungsbestimmung über Religionsfreiheit haben

Nur wenige Länder — so fährt der Verfasser fort — hätten keine Bestimmungen über Religionsfreiheit in ihren Verfassungen; zu diesen gehören Großbritannien, Kanada, Australien, Neuseeland und Norwegen. Im Grunde hänge das doch damit zusammen, daß diese Länder keine moderne Verfassungsgesetzgebung haben. Das bedeute doch keineswegs, daß sie einen anderen offiziellen Standpunkt in dieser Frage einnehmen, als dies im Grunde heute überall der Fall sei. Alle Mitgliedstaaten der Vereinten Nationen hätten sich ja am 10. Dezember 1948 moralisch verpflichtet, Religionsfreiheit zu praktizieren. Die Staaten des Europarates hätten sich überdies in der Menschenrechtskonvention vom 4. November 1950 mit Zusatzprotokoll vom 20. März 1952 zum selben verpflichtet. Selbstverständlich unterläßt Trygve Leivestad nicht, darauf hinzuweisen, daß Traktats- und Verfassungsbestimmungen keineswegs eine unbedingte Garantie für religiöse Freiheit und Toleranz in der Praxis böten. Trotz diesen Bestimmungen gäbe es viel Diskriminierung und Intoleranz. Die Meinung, man habe Religionsfreiheit, beruhe oft nur darauf, daß der gewöhnliche Mann kein Gefühl habe von Zwang auf religiösem Gebiete und dazu kein Verständnis für Freiheit und Gleichheit bei anderen. «So ist es in Wirklichkeit bei uns», fährt er fort.

«Wir haben nie volle Religionsfreiheit gehabt, haben sie auch jetzt nicht und werden eine solche auch in absehbarer Zukunft nicht bekommen, weil dies von der großen Mehrzahl nicht gewünscht wird. Die Einführung derselben würde bei uns auch mit verschiedenen praktischen Unannehmlichkeiten verbunden sein. Sie würde auch im höchsten Grade gegen unsere geschichtlichen Traditionen verstoßen.»

Nach erneutem kurzem Hinweis auf die Geschichte der Religionsfreiheit in Norwegen stellt er nochmals fest:

«Heute haben alle Glaubensgemeinschaften Religionsfreiheit innerhalb der ziemlich weiten Grenzen von Gesetz und Ehrbarkeit. Aber das heißt keineswegs, daß irgendwelche rechtliche Gleichstellung besteht.»

ORDINARIAT DES BISTUMS BASEL

Wahlen und Ernennungen

Es wurden gewählt oder ernannt:

Anton *Lautenschlager,* Pfarrer in Zug (Guthirt), zum päpstlichen Geheimkämmerer; Martin *Furrer,* Pfarrer in Sempach, zum Dekan des Kapitels Sursee; Franz *Greber,* Kaplan in Frauenfeld, zum Pfarrer von Entlebuch; Dr. Xaver *Wyder,* Vikar in Lenzburg, zum Pfarrer von Lenzburg; Georg *Troxler,* Arbeiterseelsorger für den Kanton Aargau, zum Religionslehrer an der Kantonsschule Zug.

Die einzigartig privilegierte Stellung der Staatskirche

wird im einzelnen aufgezeigt. Der König und der halbe Staatsrat müssen der Staatskirche angehören. Die Staatskirche allein repräsentiert die öffentliche Religion des Staates. Alle öffentlichen Schulen haben nach der Lehre der Staatskirche zu unterrichten und die Kinder in ihrem Glauben zu erziehen. Bei allen öffentlichen Anlässen repräsentiert die Staatskirche allein Religion und Kirche. Die öffentliche Hand deckt alle ihre Ausgaben und läßt die Schule gerne dem vorstehen, was man heute Taufunterricht der Kirche nennt. Die Mitglieder der Staatskirche sind grundgesetzmäßig verpflichtet, die Kinder in der Lehre der Staatskirche zu erziehen. Die Stellen der Religionslehrer an den öffentlichen Schulen sind den Mitgliedern der Staatskirche vorbehalten sowie denen, welche dieselbe Lehre haben. Der oberste Beamte der Schulbehörde soll in der Regel der Staatskirche angehören.

Wenn die zugelassenen Dissidenten eigene Glaubensgemeinschaften geschaffen haben, *kann* ihren Mitgliedern Befreiung von der kommunalen Kirchensteuer gewährt werden für den Fall, daß die ganze Familie der Dissidentengemeinde angehört. Hat dieselbe eigene Schulen, so kann die bürgerliche Gemeinde die Mitglieder auch von der Schulsteuer befreien. Die Ungleichheit auf dem Gebiet des Schulwesens sei doch besonders kraß. Wörtlich führt Trygve Leivestad aus:

«Die Dissidenteneltern können wie andere, wenn sie wollen, ihre Kinder selber unterrichten oder eigene Schulen halten. Irgendwelche Unterstützung von der öffentlichen Hand haben doch die Dissidenten dafür nicht zu fordern, auch dann nicht, wenn sie die volle Schulsteuer bezahlen. Das bedeutet, daß es ökonomisch sehr schwer ist, konfessionelle Schulen neben den öffentlichen Staatsschulen zu

halten. Früher hat es verschiedene solche gegeben. Die meisten mußten doch wieder aufgeben aus ökonomischen Gründen, da die Anforderungen bezüglich der Schule gestiegen sind. Heute sind es die Katholiken, die evangelisch-lutherische Kirchengemeinschaft, die Adventisten und die ‚Starkgläubigen' auf Sörland, die eigene Volksschulen haben. Einzelne dieser Schulen erhalten Unterstützung von der bürgerlichen Gemeinde, keine jedoch von seiten des Staates. Ob das in gutem Einklang steht mit den Verpflichtungen, die Norwegen in der Europakonvention auf sich genommen hat, ist wohl zweifelhaft. Im Protokoll von 1952, Art. 2, heißt es nämlich: ‚Niemandem soll das Recht auf Ausbildung verweigert werden. Wenn der Staat auf dem Gebiet der Erziehung und des Unterrichtes Funktionen ausübt, soll er das Recht der Eltern respektieren, für Erziehung und Unterricht ihrer Kinder in Übereinstimmung mit ihrer eigenen religiösen Überzeugung und Weltanschauung zu sorgen.' — Wenn nun die Dissidenten sowohl Steuern für die öffentlichen Schulen bezahlen müssen und dazu ihre eigenen Schulen ganz aus eigenen Mitteln zu unterhalten haben, kann man kaum sagen, daß das Recht auf Erziehung ihrer Kinder im eigenen Glauben richtig respektiert wird. Dieses Recht wird für sie auf alle Fälle ungewöhnlich kostspielig! Tolerant ist diese unsere Ordnung auf alle Fälle nicht. Laßt uns hoffen, daß die Männer der Kirche den vorliegenden Vorschlag zur Besserung der Stellung der Konfessionsschulen nun unterstützen werden.»

Leivestad unterläßt es auch nicht, auf die Feiertags- und Arbeitsruhebestimmungen hinzuweisen, die ebenfalls von der Staatskirche her festgelegt sind. Das belgische Grundgesetz enthalte eine Bestimmung, derzufolge niemand verpflichtet sei, religiöse Feiertage einer Glaubensgemeinschaft, der er nicht angehört, zu halten.

Hindernisse für die Einführung voller Religionsfreiheit

Trygve Leivestad sieht sehr wohl die Hintergründe der jetzigen Einstellung zur Religionsfreiheit und Toleranz in Norwegen bzw. in den nordischen Staaten (denn was für Norwegen gilt, gilt im Grunde in erhöhtem Maße auch für Schweden, während die Verhältnisse in Dänemark, wenigstens bezüglich der Schule, als normal bezeichnet werden können).

Zweifellos seien die Gläubigen wie einst Augustinus der Auffassung, man müsse jeden anderen Glauben fernhalten, sobald die «wahre» Religion gesiegt habe; denn jeder andere Glaube sei ein Irrtum und führe zur Verdammung. Mit allen Mitteln, auch mit Gewalt, müßte man ein solches Unglück fernhalten. Doch sei heute allmählich eine andere Anschauung im Durchbruch. Im Prinzip sei Religionsfreiheit, Glaubensfreiheit und Toleranz überall anerkannt. Die Verdammung aller Andersgläubigen sei nicht mehr so gewiß. (Nebenbei gesagt, ist der Kirchenlehrer Augustinus nicht die katholische Kirche. Für diese waren die Andersgläubigen niemals bloß eine massa damnata.) Aber auch heute sei der Wert der Freiheit — nach den Gläubigen — nur dann etwas Positives, wenn man den rechten Glauben wähle. Der Wert der Freiheit liege nicht in ihr selbst, sondern in der Möglichkeit, den rechten Glauben zu wählen und in dieser Wahl festzustehen. Wenn man falsch wähle, oder wenn einer sich nicht entscheiden könne für eine Wahl und bloß suche, für den könne die Freiheit ein Unglück werden. So dürfte es für keinen Gläubigen ein erstrebenswertes Ziel sein, nur nach größtmöglicher religiöser Freiheit zu streben um der Freiheit willen. Es solle kein Zwang herrschen. Aber Verwirrung schaffen und die Möglichkeiten für den Irrtum vermehren, indem man möglichst viele Wahlmöglichkeiten für das Volk offenhalte, dafür werde der, welcher einen religiösen Glauben habe, keinen Grund sehen. Der Gedanke an voraussetzungslose Erziehung und absolute Wahlfreiheit wäre übrigens ja psychologisch auch unmöglich. So komme es, daß angesichts des bestehenden starken Anschlusses an die Staatskirche die allermeisten meinten, die Staatskirchenordnung und die staatlich-konfessionelle Schule seien vollauf zu verantworten. Auch vom praktischen Gesichtspunkt aus hätten die Väter des Grundgesetzes recht gehabt im Erstreben von nur *einer* Kirche und nur *einer* Religion. «Man bürdet sich nur viele Ungelegenheiten auf, wenn man Religionsfreiheit und religiöse Zersplitterung fördert.» Die Geschichte der Religionskriege würde dies deutlich zeigen.

Was trotzdem volle Religionsfreiheit empfiehlt

Auf der anderen Seite seien die Ruhe und die «Rationalität», welche wir andern religiös einheitlich ausgerichteten Länder haben, nicht selten erkauft auf Kosten von wirklichem religiösem Verständnis und Interesse. Der Mangel an Kontakt mit andern Glaubensbekenntnissen führe leicht zu Mangel an Respekt und Verständnis. In Wirklichkeit führe dieser Zustand also zum mangelnden Verständnis für die eigene Religion und den eigenen Glauben. Das tiefere Verständnis desselben könne man wohl nur erlangen durch Bereicherung im Vergleich mit andern.

Trygve Leivestad, der Richter am höchsten norwegischen Gericht, scheut sich nicht, in diesem Zusammenhang den Grundsatz aufzustellen, die privilegierte Stellung der Staatskirche müßte eigentlich dazu verpflichten, für größere Freiheit und Gleichheit auch für andere besorgt zu sein. Auch hier müsse doch wohl der Grundsatz gelten, daß man den andern das tue, was man wünsche, daß man es einem selber tue. Nicht zuletzt müßte der Gedanke an die eigenen Missionare die Norweger leiten. Leivestad weiß zu berichten, wie ein norwegischer China-Missionar ihm versichert habe, wie froh er gewesen sei beim Gedanken, daß die Chinesen die norwegische Dissidentengesetzgebung nicht kennen.

Mag dieser letzte Vorschlag auch eingegeben sein von einem edlen Herzen, das für die Minderheiten fühlt, und mag sich darin eine ehrliche Achtung vor der Überzeugung und dem Gewissen des Mitmenschen äußern, und mag wohl auch die eigene Überzeugung mitsprechen, daß sich zu guter Letzt die Wahrheit dem Irrtum gegenüber doch durchsetzen werde, so kann man darin doch nicht ohne weiteres mitgehen. Man muß doch wohl fragen, ob dem von der Wahrheit Überzeugten etwa moralisch erlaubt sei, dem offenkundigen oder dem möglichen Irrtum dieselbe Förderung angedeihen zu lassen wie der Wahrheit. Im Grunde bricht das wirklich nicht leicht zu lösende Problem der Toleranz und Religionsfreiheit an diesem Vorschlag des hohen norwegischen Richters auf und durch.

Am Schluß seiner Abhandlung geht der Verfasser noch auf Tatsachen aus der letzten Zeit ein. Es handelt sich um Erlasse und bischöfliche Äußerungen gegen Jehovas Zeugen und besonders gegen die Mormonen, die nach Leivestad dartun, wie weit man in Norwegen im Vergleich zu Amerika von wahrer Religionsfreiheit und Toleranz noch entfernt sei; die Mormonen hatten sich Auszüge aus den Kirchenbüchern zu verschaffen versucht; es ging ihnen um die Ermittlung der Namen ihrer Ahnen, um nach ihrem Schriftverständnis von 1 Kor 15, 29 ff. diesen durch stellvertretende Taufe zur ewigen Seligkeit zu verhelfen. Die Bischöfe Norwegens wiesen dieses Ansuchen scharf zurück. Doch das Kirchendepartement ermöglichte den Mormonen gegen die Bischöfe den Zugang zu den Kirchenbüchern. Zu diesem Vorfall bemerkt Leivestad: «Für meinen Teil kann ich leider nichts anderes dahinter sehen, als daß das Kirchendepartement recht hatte und daß die Haltung der Bischöfe getragen war von Mangel an Ehrfurcht und Toleranz.» Die Theologie der Mormonen sei gewiß in vielem anders als die unsere. «Aber haben wir einen Grund dazu», fragt er, «dieselben und dieselbe so leicht abzuwei-

sen, wie wir dies so gerne tun?» Der Vorwurf der Vielweiberei, den allzu viele mit dem Mormonismus verbinden, stimme heute nicht mehr (doch wohl nur notgedrungen nicht mehr?! Der Verfasser). Die Mormonen seien und gelten heute in Amerika als wohlangesehene, bürgerlich gesehen vortreffliche Menschen. In der Regierung Eisenhower habe ein Mormone, Landwirtschaftsminister Benson, gesessen; in der Regierung Kennedy sei ebenfalls einer, und der Präsident von Wisconsin, der als künftiger demokratischer Präsidentschaftskandidat angesehen werde, sei Mormone. — Zusammenfassend stellt Leivestad hier fest:

«In einem Land mit voller Religionsfreiheit glaube ich, ist es klar, daß gesetzlich erlaubte Religionsgemeinschaften soweit wie möglich gleich behandelt werden. Alle sind ja Bürger des Landes. Es ist etwas Unwürdiges für die herrschende Glaubensgemeinschaft, wenn dieselbe ihre Macht und ihren Einfluß dazu benützt, um die Wirksamkeit der anderen zu hindern.»

Und er beschließt seine Ausführungen mit folgenden Worten:

«Sich auf Verfassung und Gesetz berufen — damit sollte man bei uns vorsichtig sein. Das Grundgesetz wurde leider zum Ausdruck für absolute Intoleranz und Religions*un*freiheit. Unsere Geschichte auf diesem Gebiete ist wenig ehrenvoll, und unsere Gesetzgebung trägt auf mannigfache Weise den Stempel davon, daß wir erst spät (1845) Religionsfreiheit bekommen haben, und davon, daß dieselbe begrenzt ist. Wir müssen uns auch im klaren darüber sein, daß unsere geschichtliche Traditionen uns den Blick trüben.» — «Auszureuten in unserem Gesetzeswerk und in unseren Begriffen — das ist heute eine sich vordrängende, wichtige Aufgabe für uns, die wir unsere Kirche erhalten wollen, wenn nicht die Gegenwart und die Nachwelt uns als zurückgebliebene Gegner von Religionsfreiheit und Toleranz verurteilen sollen, welch letztere in einer Welt, die dafür kämpft, eins zu werden, ehe es zu spät ist, heute mehr denn je notwendig sind.»

Gregor Wäschle

Im Dienste der Seelsorge

Über «Messe» und «Taufe»

Am vergangenen 17. Mai brachten die Zeitungen den Agenturbericht (AFP) über die glückliche Rückkehr des Kosmonauten Gordon Cooper von seiner 22-maligen Erdumfliegung und über seine Aufnahme an Bord des amerikanischen Flugzeugträgers «Kearsarge». Wir freuen uns, daß der kühne Major Cooper ein gottesgläubiger Mann ist und es auch in aller Öffentlichkeit bekannt hat. Was dann aber weiter in den deutschsprachigen Pressemeldungen stand, mußte bei den Lesern — wenigstens bei denkenden Lesern — Kopfschütteln erregen.

«Als sie sich (auf dem Schiff «Kearsarge») in die Messe begaben, hat Cooper vier Stufen auf einmal genommen und den um sechs Jahre jüngeren Arzt Dr. Pollard um eine Länge geschlagen. Aber die Messe war eines Weltraumfliegers nicht würdig, und Cooper wurde vom kommandierenden Admiral zu sich in die Kabine geladen. Der erfolgreiche Kosmonaut tat sich an Steak, grünem Salat und an vier Glas Pampelmuse gütlich.»

Daß Steak ein leicht angebratenes Stück Fleisch bedeutet, dürfte manchen Lesern bekannt gewesen sein, weniger schon die Pampelmuse, eine Art Grapefruit. Aber die seltsame «Messe» auf dem Kriegsschiff? Es ist sicher am Platze, im Religionsunterricht und auch in der Predigt solch schädlichen Mißverständlichkeiten zu steuern.

Das sakrale Wort *Messe* (althochdeutsch messa) hat leider auch eine weltliche, ja lärmige Bedeutung erhalten: Jahrmarkt, Warenausstellung, bekannt aus den Bezeichnungen Mustermesse, Große Leipziger Messe. Es entsprang dem katholischen Denken des Mittelalters, bedeutsame weltliche Veranstaltungen mit der Feier einer heiligen Messe zu eröffnen. Doch leider führte das zur Abwertung des sakralen Wortes.[1]

Nochmals wurde der Sinn des Wortes Messe durchkreuzt: Im Englischen gibt es neben dem religiösen Wort *the mass* (aus dem lateinischen missa) das der weltlichen Sphäre angehörige *the mess* = bei Tisch aufgetragenes Gericht, Speise, Portion. Dieser Ausdruck *mess* ist entlehnt aus dem altfranzösischen *le mes* (mit gesprochenem Schluß-s!), neufranzösisch *le mets,* welches zurückgeht auf das spätlateinische *missum* = das aus der Küche geschickte Essen. Das englische *mess* entwickelte sich weiter zur Bedeutung: Militär-, besonders Offizierstisch, weiter zu Tischgesellschaft der Marineoffiziere, Eßraum, Aufenthaltsort, Kasino. Im 19. Jahrhundert wanderte das Wort mit diesem Sinne ins Französische: *le* mess = Tischgesellschaft der Offiziere. Gleichzeitig wanderte es ins Deutsche, bedauerlicherweise in der Form «*die* Messe». Da spricht und liest man nun von Schiffsmesse, Offiziersmesse, so etwa in Spittelers patriotischem Gedicht «Die jodelnden Schildwachen» und im oben erwähnten Bericht über Major Coopers Aufnahme an Bord der «Kearsarge». Zwar gibt es im Deutschen auch die einen Begriffsunterschied andeutende Nebenform «die Meß», aber sie hat sich nicht eingebürgert. Die Verwirrung zwischen «Messe» und «Messe» war gewiß unbeabsichtigt, aber die daraus folgende Entwertung des religiösen Begriffs ist leider da und erinnert ans alte Sprichwort: «Wo Gott eine Kirche baut, baut der Teufel daneben eine Kapelle.»[2]

Die Ausdrücke Mustermesse, Leipziger Messe, Messebetrieb, Meßbude usw. können wir nicht rückgängig machen. Jedoch was wir Katholiken, vorab wir Priester und Prediger, tun können und sollten: das Wort «Messe» nicht oberflächlich und gedankenlos hinwerfen. Verwenden wir im Unterricht, bei Kanzelmitteilungen und im Pfarrblatt edlere Bezeichnungen, wie sie erfreulicherweise schon da und dort üblich sind: die heilige Messe, heilige Meßfeier, heiliges Amt, Opferfeier, Opfermahl. Jedoch nicht so billig und fast wegwerfend: Messe, Messebesuch, Meßgelegenheiten in den Bergen, Meßgeräte!

Ähnliches wäre zu sagen über die Aushöhlung der Ausdrücke *Taufe, taufen.* Sogar katholische Blätter bringen Bildberichte über die «Taufe» von Schiffen, Lokomotiven, Bären und Elefanten. Ein Beweis, wie gründlich uns Getauften das erste und wichtigste Sakrament entfremdet ist.

P. Hubert Sidler, OFMCap.

Internationaler Priesteraustausch als Ferienmöglichkeit

Lieber Mitbruder J. F.!

Sie schreiben in Nr. 20 der «SKZ» mit Recht von der Ferienschwierigkeit der «Einspänner»-Seelsorger. Ihr Artikel veranlaßt mich, auf eine Möglichkeit von Priesterferien aufmerksam zu machen, die wir bis jetzt wohl zu wenig ausgenützt und organisiert haben: Ferienaustausch mit ausländischen Priestern. Ich kenne zufällig einen Pfarrer in einem Walliser Dorf, der schon meh-

---

[1] Diese Gefahr ist durch die allgemeine Gewohnheit oder Pflicht der täglichen Zelebration jedenfalls nicht vermindert worden.

[2] Noch von zwei weiteren Rivalen ist das Wort «Messe» bedrängt, wie etwa die Wortreihe Frühmesser (Primissarius), Zeitmesser, Regenmesser, Brotmesser zeigt: vom Verbum *messen* mit der indogermanischen Urbedeutung aussinnen, beurteilen, abschätzen, zuteilen — verwandt mit lateinischem meditari metiri modus, mit griechischem médomai métron —, ferner von mittel- und neuhochdeutschem *Messer,* althochdeutsch mézzira(c)hs. Letzteres ist Dissimilation aus dem älteren mézzi-sa(c)hs und bedeutet Fleischzerleger. Denn ahd. das *sahs* oder *sax* = Schneide, Klinge, Beil oder Dolch aus Stein (vgl. lateinisch saxum); die erste Worthälfte *mezzi* gehört zu ahd. und mhd. daz *maz* = Fleisch, Speise, gotisch mats, englisch meat.

rere Male einige Sommerwochen in einer deutschen Stadtpfarrei verbracht hat. Auch in England ist es möglich, sich in einer Pfarrei als Ferienaushilfe anstellen zu lassen, um daneben einen Sprachkurs zu besuchen. In den Vereinigten Staaten sind Aushilfspriester während der Monate Juni bis September, auch ohne Sprachkenntnisse, so begehrt, daß man sie gleich entlöhnt wie die ortsansässigen Hilfsgeistlichen.

Wahrscheinlich ist Ihnen, lieber Mitbruder, mit diesen Möglichkeiten nicht gedient. Deshalb möchte ich Sie auf ein ganz besonderes Anliegen aufmerksam machen. Es ist auch eine Not, für die wir etwas tun sollten. Die spanischen und italienischen Priester haben in den letzten Jahrzehnten und Jahrhunderten mit dem Klerus des Auslandes zu wenig Kontakt gehabt. Aufgeschlossene Priester dieser Länder sind sich dieses Mangels durch das Konzil erneut bewußt geworden. Es ist nicht so, daß die spanischen und italienischen Priester, die durch die «Kirchenzeitung» und die bischöfliche Kanzlei einen Ferienplatz finden, um der Erholung willen in die Schweiz kommen. Ihr erstes Ziel ist die Kenntnis ausländischer Seelsorgemethoden. Auch deutsche Diözesen ermöglichen Feriengelegenheiten für spanische und italienische Priester in deutschen Pfarreien und zahlen ihnen außer einer kleinen Entlöhnung die Reiseentschädigung.

In Spanien kenne ich einige Vorsteher von bedeutenden Priesterseminarien, die mit Begeisterung mithelfen würden, daß junge Professoren und Seelsorgepriester einen Ferienaufenthalt im Ausland erhalten und, soweit es ihre Sprachkenntnisse zulassen, in der Seelsorge mithelfen könnten. In einigen Fällen wäre sogar ein gegenseitiger Austausch möglich.

Nun die Frage an Sie, lieber Mitbruder, und an andere Seelsorgepriester: Wäre es nicht möglich, während Ihrer mehr als berechtigten Ferien einen ausländischen Priester kommen zu lassen und ihn beim Nachbarpfarrer einzulogieren? Beide möchten dann in reduziertem Maße für die Betreuung Ihrer Pfarrei besorgt sein. Auch die Ärzte lassen sich durch ihre Kollegen vertreten. So würden Sie frei für Ihre Ferien und würden der katholischen Kirche in den romanischen Ländern einen guten Dienst erweisen. *Th. H.*

C U R S U M C O N S U M M A V I T

Kaplan Alois Rindfleisch, Richenthal

Am 13. März dieses Jahres hat das Bistum einen wirklich guten Menschen verloren: Alois Rindfleisch, Kaplan in Richenthal (LU). Er wurde geboren am 18. November 1876 in Oberneuland in der Neißegegend in Schlesien. Der Vater war Maurerpolier; die Mutter sorgte sich um sieben Kinder, von denen Alois jetzt als letztes gestorben ist. Er wäre gerne Priester geworden, aber fürs öffentliche Gymnasium am Ort war die Familie zu arm. Aber, wenn Alois Rindfleisch gewiß war, den Willen Gottes erkannt zu haben, dann entwickelte er ungeahnte Findigkeit und Kräfte. So ist er doch noch Priester geworden. Zuvor war er berufstätig als Bauzeichner. Dann war er Bruder bei den Steyler Missionären, und er muß auch einmal in Amerika gewesen sein. Irgendwann taucht er in fortgeschrittenem Alter in Italien auf im Don-Bosco-Institut zu Penango. Schließlich finden wir ihn in der Einsiedler Klosterschule. Bei Unserer Lieben Frau fühlt sich der junge Mann recht daheim. Sie hat er zeitlebens hoch verehrt. Man konnte ihm später bis ins Greisenalter keine größere Freude machen, als wenn man ihn bat, eine Muttergottespredigt zu übernehmen. Als seine Mitvikare haben wir ihm oft vorgezählt, wie viele Marienbilder und -statuen er auf seinem Studierzimmer hatte, und er hatte es gern, wenn wir ihn damit «aufzogen». Doch war seine Frömmigkeit keineswegs quantitativ, sondern eine tiefe Liebe, die einfach nie genug bekommen kann. Sie trug das sichere Kennzeichen der Echtheit an sich: ein ganz ernsthaftes asketisches Sichbemühen ein Leben lang. So hat «der Onkel» sogar geraucht: an Simplextagen überhaupt nicht, an Semiduplex einen Zehnerstumpen, dann ging es die Stufen aufwärts bis zur großen Zigarre mit dicker Bauchbinde an Primae classis. Ist das nicht eine Freude?

In Klagenfurt in Kärnten studierte Alois Philosophie und Theologie. Ein schlichter Priester wie er dann auch wurde, seine Theologie war solide und klar. Am 12. September 1915, als das österreichische Land bereits tief im Krieg lebte, wurde er zum Priester geweiht. Hernach war er in Kärnten, in Pörtschach am See und in Himmelberg, Kaplan in Zusammenbruch und Notzeit. Da haben offenbar die Armen und die Kinder das meiste gegessen, was dem Kaplan zustand. Der hatte nicht vergessen, was es heißt, ein armes Kind zu sein. Ein guter Schweizer Priester, der prächtige Pfarrer Schlatter von Kreuzlingen, hat dann bei irgendeiner Hilfsaktion den mageren Kaplan mit heim in die Schweiz genommen, damit er seine Kränklichkeit überwinden vermöchte. So kam Alois Rindfleisch zu uns und ist bei uns geblieben für immer. Denn, sobald er sich ein wenig besser fühlte, schaute er sich um, wo er in der Seelsorge etwas helfen könnte. Das war auch das Erbe des armen Buben, sich nicht mehr helfen lassen, als unbedingt nötig, und Wohltat mit Mithelfen zu verdanken.

Ab 1922 ist er Vikar an der Basler Marienkirche. Später wechselt er hinüber an die neue Pfarrei St. Anton. Vikar Rindfleisch hatte am Samstag immer viel später Feierabend als wir andern. Und die Kranken hatten immer besondere Freude, daß sie zu seinem Quartier gehörten. Und die Kinder, die unbändigen, waren bei dem kleinen Herrn gar ruhig in der Religionsstunde. Denn erstens duldete er es nicht anders, und zweitens hatten sie ihn gern.

Vikar Rindfleisch war schon 60, als ihn die Leute von Grindel im solothurnischen Bergland zu sich holten als ihren Pfarrer. Er hat es Bischof von Streng immer hoch angerechnet, daß er ihm dies ermöglichte zu einer Zeit, wo es für einen Deutschen nicht mehr leicht war, bei uns Fuß zu fassen. Von 1936 bis 1948 war er der Gemeinde in allem ein getreuer und eifriger Hirte ihrer Seelen. Die Dinge liegen dort nahe beieinander und sind dicht ineinander verfilzt, man reibt sich leicht. Die unverwüstliche Güte des Pfarrers überstrahlte mit der Zeit alle Schwierigkeiten, und die sehr vielen Leute, die von Grindel herunterkamen zur Beerdigung, waren ein feines Zeichen.

Unterdessen aber war der Pfarrer alt geworden. So kam er gern nach Richenthal, um dort seinen priesterlichen Arbeitstag als Helfer in Würde zu beschließen. Noch immer predigte er gern, und gern hörten ihm die Leute zu und baten, daß er ihre Seelen von der Last der Sünde erleichtere. Was sind sie doch für große Wohltaten im Reich Gottes, diese ergrauten Priester, die alles zur Verfügung stellen, was ihnen an Kräften verblieben ist, und dazu die abgeklärte Weisheit des Alters ausstrahlen.

In Grindel und Richenthal hat seine Nichte umsichtig im Hause gewaltet und ihm die Sorge um die praktischen Dinge des Lebens abgenommen, damit er frei sei für die Dinge Gottes unter den Menschen. Dies ist so wichtig für unser Wirken und verdient unseren Dank und den Lohn des Himmels. *Hans Metzger*

Neue Bücher

Van Trigt: Die Geschichte der Patriarchen. Genesis 11, 17—50, 26. Aus dem Niederländischen übersetzt von Hugo *Zulauf*. Mainz, Matthias-Grünewald-Verlag, 1963, 133 Seiten.

Der Verfasser gibt eine sehr gute Darstellung über den hebräischen Geschichtsbegriff und sucht unter starker Berücksichtigung der Vier-Quellen-Theorie die Geschichte der Patriarchen nachzuzeichnen. So gute Sichten da oder dort in den Ausführungen sich finden, es scheint doch, daß die Geschichtlichkeit zu leicht in die Anekdote abgedrängt wird, wie auch der Stil unruhig und sprunghaft wirkt. Man frägt sich, an wen der Verfasser sich richten will. Den Uneingeweihten wird das Buch nicht verständlich sein, sie werden sich daran eher stoßen, da viele Aussagen diskutiert werden könnten. Wer die Probleme kennt, bedauert, daß die Darlegung so leichterhand hingeworfen scheint. *Dr. P. Barnabas Steiert, OSB*

Gräf, Richard: Heilige Straße wird sie heißen. Regensburg, Verlag Friedrich Pustet, 1962, 310 Seiten.

Dieser undurchsichtige Titel (ein Wort aus Is 35, 8) verbirgt «die Schau einer neuen Aszese». Nach einer ortsbestimmenden Einführung, die «den neuen Weg zur Vollkommenheit durch Hingabe an den göttlichen Willen» gegen bisherige aszetische Systeme, Methoden und Rezepte abgrenzen soll, entfaltet der Verfasser seine heilige Straße in drei Hauptteilen: Glaube

— Liebe — Christus, Unsere Mitwirkung zu unserer Heiligung, Hingabe an den Willen Gottes und die religiösen Übungen. — Gewiß eine allgemeinverständliche, ansprechende und hilfreiche Wegleitung, deren Darstellung mit zahlreichen Wiederholungen eindringlich gestaltet und mit einer verschwenderischen Fülle von Schriftstellen und anderen Zitaten durchwoben ist. Wenn auch das Hauptanliegen wesentlich und sehr zeitgemäß ist, so kann doch kaum als Neuheit bezeichnet werden, was die großen Meister des geistlichen Lebens schon längst erkannt und gelehrt haben. Aber verschüttete Wahrheiten neu zu betonen ist auch ein Verdienst. Allerdings wird besonders im dritten Teil klar, daß auch die Übung der Hingabe an den Willen Gottes nicht ganz ohne «System» auskommt (vgl. S. 254). — Auf S. 225 sollte der erste Satz theologisch richtig lauten: «Die folgenschwerste Tat der Menschheitsgeschichte war die Erst-(oder Ur-)Sünde». statt: die Erbsünde. *Anton Rohrbasser, Freiburg*

Courtois, Gaston: Stunden mit Jesus. Betrachtungen für Ordensfrauen. IV. Teil. Aus dem Französischen übertragen von Dr. Karl *Rudolf*. Wien, Seelsorger-Verlag Herder, 1962, 180 Seiten.

Das schmucke, 180 Seiten starke Bändchen ist der 4. Teil des Werkes «Stunden mit Jesus» vom gleichen Verfasser. Er behandelt darin die 8 Kapitel: Das Ordensleben und die Betrachtung — Wie macht man Betrachtung? — Apostolisches Leben und religiöser Eifer — Die Ordensfrau und der Religionsunterricht — Die Ordensfrau und die Katholische Aktion — Ordensfrau und die Kranken — Bewahren wir unsern Gleichmut — Seien wir immer getreu. Die Methode: Grundsätzliche Betrachtungen über den Gegenstand; Colloquium; Gewissenserforschung; Vorsätze; Gebet. Der Verfasser gliedert alle Kapitel zu leichter und klarer Übersichtlichkeit und behandelt den Stoff für die Aufgaben der Ordensfrauen, die in Unterricht, Erziehung, Krankenpflege oder Katholischer Aktion tätig sind, lebensnah und praktisch. Das Buch verdient die Note «gediegen». *Karl Boxler, alt Regens*

Hünermann, Wilhelm: Sankt Martin, der Reiter der Barmherzigkeit. Ein Lebensbild des heiligen Bischofs Martin von Tours. Innsbruck, Tyrolia-Verlag, 1962, 292 Seiten.

Hünermann versteht es wiederum, von Anfang bis zum Schluß den Leser durch seine fesselnde Schilderung mit Anteilnahme für den Titelhelden zu erfüllen, der vom stolzen römischen Offizierssohn zum Bischof und Mönchsvater wird und durch seine leiblichen und geistigen Werke der Barmherzigkeit hervorsticht. So entsteht das lebendige, mitreißende Bild und Vorbild des ansprechenden Heiligen, und zugleich öffnet sich ein wertvoller Einblick in jenen bedeutungsvollen Abschnitt der Kirchengeschichte. Demgegenüber ist es von untergeordneter Bedeutung, ob «Tessino», «exurgamus», «Sulpizius», «Exhedra» Druck- oder Schreibfehler sind. *Gustav Kalt*

Hanßler, Bernhard: Christliches Spektrum. Aufrisse — Gestalten — Lebensmächte. Frankfurt a. M., Verlag Josef Knecht, 1963, 281 Seiten.

«Verstreute Themen, verstreuten Anlässen und Zeiten entstammend, aber doch immer nur die eine und gleiche Wahrheit in ihre Strahlungen zerlegend», so meint der Verfasser sein Christliches Spektrum. Die «Aufrisse» behandeln Themen der Heilsgeschichte, die in biblischen Beweisgängen entfaltet werden. Die im Abschnitt «Gestalten» ins Licht gerückten großen Christen — von Augustinus über Thomas Morus, Pascal und J. A. Möhler zu Theodor Haecker — stehen in einem innern Zusammenhang und zeigen — schon durch die Auswahl — den geistig aufgeschlossenen Standort des Verfassers. Der letzte Teil weist auf bestimmende Lebensmächte, wie Jugend, Alter, Krankheit, Masse, hin. Er umschreibt ihre Gestaltungskraft und weist auf die Berührungspunkte mit der heutigen Kirche hin. Diese theologischen Essays, von einem festen Standpunkt aus geschrieben, können auch gebildeten Laien vorgesetzt werden. *Rudolf Gadient*

Zuschriften an die Redaktion

«Action 365»?

Kürzlich wurden die Pfarrämter über die sog. «Aktion 365» orientiert mit der Bitte, den SOS-Plakettenverkauf zu organisieren. Wahrlich nichts gegen die grundsätzliche Idee, doch gegen die Form der Ausführung möchten wir ernsthafte Bedenken anbringen.

1. Dieses Zeichen am Rückfenster des Autos ist in mehrfacher Hinsicht ein untaugliches Mittel. Wer kann bei einem Unfall wissen, welcher von den Insassen einen Priester verlangt? Es kann ein Alleinfahrer trotz der Plakette Nichtkatholik sein; es können auch mehrere Insassen Nichtkatholiken sein. Was geschieht bei einem Carunglück? Wie soll man mit dieser Plakette bei Rad- oder Motorfahrern ersehen, ob sie einen Priester wünschen? Schließlich sind auch die Fußgänger gefährdet. Darum gehört ein solches Erkennungszeichen nur auf die Einzelperson, und zwar diskret. Zwar ist es nicht in Sekundenschnelle ersichtlich, aber so rasch kann auch im seltensten Fall ein Priester zur Stelle sein. Meist wird die Überführung ins Spital notwendig sein.

2. Liegt bei einer solchen Aktion nicht doch die Gefahr etwas nahe, die Menschen allzusehr auf die letzte Priesterhilfe zu vertrösten? Es wäre in allererster Linie wichtig, auf die persönliche Verantwortung hinzuweisen und allen ins Bewußtsein zu rufen, daß es wesentlich auf die seelische Haltung und Bereitschaft des Menschen ankommt. Das Pfarramt Klosters hat ein Gebet herausgegeben, das die Automobilisten bei sich tragen und das ihnen diese Verantwortung in feiner und klarer Weise vor Augen führt.

3. Ist es wirklich notwendig und klug, daß jeder katholische Automobilist auf allen Straßen und Plätzen als solcher kenntlich gemacht wird? Das hat mit Zivilcourage herzlich wenig zu tun, es hat weit mehr den Anstrich von Sektiererei.

Noch ein paar Fragen, die der Leser selber beantworten mag. Warum wurde dem Empfänger der Unterlagen nicht genau mitgeteilt, wer diese Aktion leitet? Das beigelegte adressierte Couvert sagt wenig darüber aus. — Warum muß bei dieser religiösen Sache wieder unbedingt eine Aktion im großen Stil mit genau fixiertem Datum des Verkaufs organisiert werden? Warum sollen doppelt soviel Plaketten bezogen werden, als Automobilisten in der Pfarrei sind? Wer übernimmt die Kosten für die Überzahl? Nachdem schon die Pfarrämter mobilisiert werden, wäre es von Interesse zu wissen, wohin der Reinerlös geht. Eine solche Plakette kostet ein paar Rappen; der Verkaufspreis ist auf Fr. 1.— angesetzt. Auch wenn man die Spesen einberechnet, müßte ein respektabler Erlös zu buchen sein. — Über diese Fragen hätte man gerne Auskunft gehabt. *A. H. St.*

Errata corrige

1. Durch ein redaktionelles Versehen ist im Nachruf auf Pfarrer Anton Gilli, Klingnau, in Nr. 20, Seite 291, Spalte 2 unten, irrtümlicherweise in Zeile 17 von unten bemerkt worden, Pfarrer Gilli sei *nach* dem Weißen Sonntag gestorben. In Wirklichkeit ist Pfarrer Gilli zwei Tage *vor* dem Weißen Sonntag, d. h. am 19. April 1963, abberufen worden. Wir bitten, das Versehen zu entschuldigen.

*

2. Wegen eines technischen Mißgeschikkes in der Setzerei sind im Artikel «Bei Patriarch Athenagoras I. in Konstantinopel» in Nr. 21, Seite 300, Spalte 2 und 3 oben, einige Zeilen verstellt worden. Der ganze Passus S. 300, Spalte 1, Zeile 2 von unten muß folgendermaßen gelesen werden:

«Es wäre aber einseitig, die Bedeutung des ökumenischen Patriarchen nur nach dieser verhältnismäßig kleinen Zahl von Gläubigen bewerten zu wollen. Sein Einfluß in der orthodoxen Welt ist größer als der eines andern Patriarchen des Ostens. Er ist der «primus inter pares». Ihm allein steht es zu, ein Konzil der orthodoxen Landeskirchen zu berufen. Dieses Recht anerkennen auch die andern Patriarchen, wie uns Professor Kallinikos tags darauf bei unserem Besuch auf der Prinzeninsel Heybeliada bei Istanbul darlegte. Nach seiner Schätzung steht der ökumenische Patriarch auch heute noch an der Spitze von etwa 200 Millionen orthodoxen Christen, von denen allein anderthalb Millionen in Amerika leben.»

SCHWEIZERISCHE KIRCHENZEITUNG
Wochenblatt. Erscheint jeden Donnerstag

Redaktion:
Dr. Joh. Bapt. Villiger, Can.
Dr. Joseph Stirnimann
Professoren an der Theologischen Fakultät Luzern

Alle Zuschriften an die Redaktion, Manuskripte und Rezensionsexemplare sind zu adressieren an:
Redaktion der «Schweiz. Kirchenzeitung»
St.-Leodegar-Straße 9, Tel. (041) 2 78 20

Für Inserate, Abonnemente und Administratives wende man sich an den Eigentümer und Verlag:
Räber & Cie AG, Frankenstraße 7-9, Luzern
Buchdruckerei, Buchhandlung, Tel. 2 74 22

Abonnementspreise:
Schweiz:
jährlich Fr. 21.—, halbjährlich Fr. 10.70
Ausland:
jährlich Fr. 25.—, halbjährlich Fr. 12.70
Einzelnummer 60 Rp.

Insertionspreise:
Die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 21 Rp. Schluß der Inseratenannahme Montag 12.00 Uhr
Postkonto VII 128

Renovationen

Jetzt kommt wieder die günstige Zeit für Vergoldung und Versilberung von Kirchengeräten. Wir garantieren Ihnen gute, fachmännische Arbeit.
In neuen Geräten finden Sie bei uns eine reiche Auswahl.

ARS PRO DEO
STRÄSSLE LUZERN
bei der Hofkirche Tel. 2 33 18

Jurassische Steinbrüche

Cueni & Cie. AG Laufen Tel. (061) 89 68 07

liefern vorteilhaft

Altäre, Taufsteine, Boden- und Trittplatten in Kalkstein, Marmor und Granit.

Einzelhosen

in diversen Qualitäten schon ab Fr. 29.—.

Auswahlsendungen umgehend.

Roos TAILOR

Luzern, Frankenstraße 2, b. Bahnhof, Tel. 041/2 03 88

→**Reisen Sie** mit dem Fahrplan «MOMENT»!

Original OSA-ATMIC

Regenmantel in Dunkelgrau und Schwarz, in diversen Modellen.

Ihr bester Begleiter bei unfreundlichem Wetter u. auf der Reise.

Auswahlsendung umgehend.

Roos TAILOR

Luzern, Frankenstraße 2, b. Bahnhof, Tel. 041/2 03 88

MUFF

Kirchenglocken-Läutmaschinen

System «MUFF»

Johann Muff, Ingenieur, Triengen

Telephon (045) 3 85 20

Mitarbeiter: Dr. E. Greber-Muff

ARICO Clichés

CLICHÉS
GALVANOS
STEREOS
ZEICHNUNGEN
RETOUCHEN
PHOTO

ALFONS RITTER+CO.
Glasmalerg. 5 Zürich 4 Tel. (051) 25 24 01

Clichés
Schwitter A. G.
Basel – Zürich

Langjährige

Pfarrhofköchin

sucht Stelle in eine Kaplanei oder Pfarrhelferei. Eintritt könnte auf 1. 9. 63 erfolgen. Anfragen unter Chiffre 3754 befördert die Expedition der «SKZ».

PIUS PARSCH / NORBERT HÖSLINGER

KURZPREDIGTEN

«Die Liturgische Predigt» Band X.

2., neubearbeitete Auflage, 600 Seiten
Hln. sFr. 25.—.

Zur Vorbereitung von Kurzpredigten an Werktagen (insbesondere Kinder-, Schüler-, Jugendgottesdiensten) ist das Buch sehr geeignet. Die einzelnen Abschnitte können auch vor dem Gottesdienst vorgelesen werden.
(Unsere Seelsorge, Bistum Würzburg)

Besonders dankbar werden die Lebensbilder der Heiligen aufgenommen, deren Feste neu ins Kirchenjahr aufgenommen wurden. (Linzer Diözesanblatt)

.... Das II. Vatikanische Konzil hat die Bedeutung des Wortgottesdienstes hervorgehoben. Darum gewinnt das vorliegende Buch ..... an Aktualität.
(Umschau im Bistum Aachen)

KLOSTERNEUBURGER BUCH- UND KUNSTVERLAG
Klosterneuburg bei Wien / NÖ
Auslieferung:
Buchhandlung Herder AG, Basel, Malzgasse 18

Briefmarken

Zu verkaufen: **Vatikan**

	*	o	FDC ⊠
Lourdes (6)	2.—	2.50	4.50
Sede II (3)	3.50	4.—	8.—
Radio (2)	1.20	1.20	3.—
Obelisken (10)	10.—	10.—	15.—
Weihnachten 59 (3)	2.20	2.20	3.50
Kasimir (2)	2.—	2.—	3.—
Antoninus (4)	3.—	3.—	5.—
Refugato (6)	10.—	11.—	15.—
Pius X., Venedig (3)	2.50	2.50	
Misericordia (10)	4.50	5.—	6.50
Vincenz (3)	2.50	2.50	4.—
Weihnachten 60 (3)	2.—	2.—	3.—
Meinrad / Einsiedeln (3)	2.—	2.—	
Leo der Große (3)	5.—	5.—	6.—
Paulus (6)	4.50	4.50	5.—
Osservatore (3)	4.—	4.—	5.—
Patrick (4)	2.50	2.50	3.50
Johannes, Geburt (6)	3.50	3.50	4.50
Weihnachten 61 (3)	2.—	2.—	3.—
Gabriel (2)	25.—	25.—	26.—
Malaria (4)	5.—	5.—	6.—
Priestertum (5)	5.—	5.—	6.—
Katharina (8)	2.—	2.—	3.—
Jaricot (3)	2.50	2.50	3.50
Archologie (4)	2.30	2.30	
Vatikanum/Konzil (8)	3.—	3.—	5.50
Weihnachten (3)	1.20	1.20	2.20
Hunger (4)	3.50	3.50	4.—
Balzan Preis (2)	1.75	1.75	2.50

* neu o gebraucht FDC schöne Ersttagsbriefe auf Kunstdruckpapier

Senden Sie mir Ihre Manko-Liste, auch für Liechtenstein und der Schweiz.

Liefere auch Vatikan-Marken im **Neuheiten-Dienst**

A. Stachel, Basel

Röttelerstraße **22** Telephon (061) 32 91 47

Allein die Tatsache, daß sich

18 Kathedralen, Dome und Münster

sowie Hunderte von Kirchen dem System der

homogenen Schalldurchflutung

angeschlossen haben, beweist die Vorzüge unserer nach

System Strässer installierten

MIKROPHON-Besprechungs-Anlagen

Wir lösen jedes — auch das schwierigste — akustische Problem und garantieren für

Tadellose Verständlichkeit in jeder Kirche
Keine Veränderung der natürlichen Sprache
Nachhallbekämpfung auch in leeren Kirchen

Verlangen Sie unseren Spezialprospekt — Wir beraten Sie kostenlos und völlig unverbindlich an Ort und Stelle.

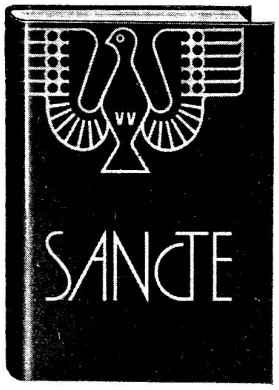
Elektronische Abteilung

der

PIANO-ECKENSTEIN AG, BASEL

Leonhardsgraben 48
Telephon 061 / 23 99 10

ZUR PRIMIZ



Veni Sancte Spiritus
Die schönsten Texte über den Heiligen Geist.
Gesammelt von Y. d'Ormesson Arsène-Henry.
381 Seiten. Leinen Fr. 18.—.

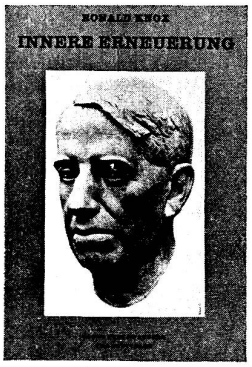
JOHN L. McKENZIE, SJ
Geist und Welt des Alten Testamentes
378 Seiten. Leinen Fr. 22.—.

OTTO HOPHAN
Die Apostel
3., neubearbeitete Auflage. 435 Seiten. Leinen Fr. 24.—.

PETER MORANT
Die Anfänge der Menschheit
Eine Auslegung der ersten elf Genesis-Kapitel.
2., neubearbeitete Auflage. 435 Seiten und 16 Tafeln.
Leinen Fr. 26.—.

LISELOTTE HÖFER
Ökumenische Besinnung über die Heiligen
(Bd. 1 der ökumenischen Schriftenreihe «Begegnung»)
68 Seiten. Kart. Fr. 5.80.

EIN MÖNCH DER OSTKIRCHE
Aufblick zum Herrn
Zwiegespräch mit dem Erlöser. 150 Seiten. Pappband Fr. 9.80.



JACQUES DELARUE
Liebe sei Tat
Vinzenz von Paul als Vorbild heiligen Lebens.
148 Seiten. Leinen Fr. 7.80.

JEAN CALVET
Güte ohne Grenzen
Das Leben des heiligen Vinzenz von Paul. 343 Seiten.
Leinen Fr. 14.80.

RONALD KNOX
Innere Erneuerung
Exerzitienvorträge. 190 Seiten. Leinen Fr. 13.80.

Durch jede Buchhandlung

RÄBER VERLAG LUZERN

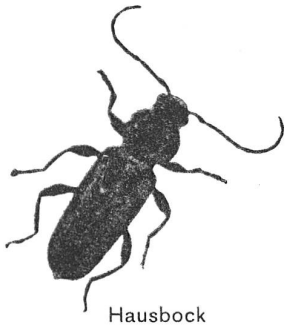
Herrliche Ferien, Ruhe und Erholung

finden Sie im gutgeführten
Hotel Tarasp, Unterengadin

Hemden
Nylon, schwarz, nicht bügeln. Terylen, mittelgrau. Krawatten.

Roos TAILOR

Luzern, Frankenstraße 2, b. Bahnhof, Tel. 041/2 03 88



Hausbock

Merazol

schützt Holz vor

Hausbock
Holzwurm
Fäulnis

Beratung in allen Holzschutzfragen unverbindlich und kostenlos

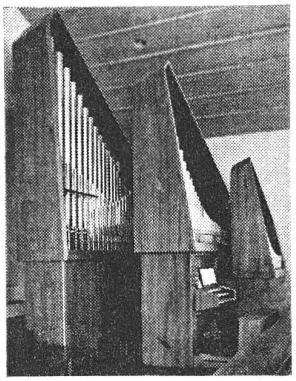
EMIL BRUN, Holzkonservierung, **MERENSCHWAND / AG** Telefon (057) 8 16 24

Praktische **KLERIKER-HEMDEN**
mit zwei auswechselbaren Kragen (macht Collar überflüssig) zu Fr. 39.50.

Leichte Sommervestons, Frescoqualität, zu Fr. 69.— und Fr. 85.—
Schwarze Hemden mit Umlegekragen zu Fr. 28.50
Herrliche Regenmäntel aus dem bestbewährten OSA-ATMIC-Stoff zu Fr. 129.—
Trewira-Sommeranzüge zu Fr. 225.—

Bossart

Spezialgeschäft für Herrenbekleidung **Flawil (SG)**
Telefon (071) 8 35 14



Orgelbau
M. Mathis & Co.
Näfels
Tel. 058 4 47 84

SOEBEN ERSCHIENEN

MOMENT-FAHRPLAN

Sommerausgabe 1963
Preis Fr. 2.60

Gilt als bester Fahrplan für die Zentralschweiz. Enthält alle Hauptlinien und die meisten Nebenlinien der SBB sowie die Privatbahnen, Berg- und Seilbahnen, Schiffs- und Postautokurse, die für die Zentralschweiz von Bedeutung sind.

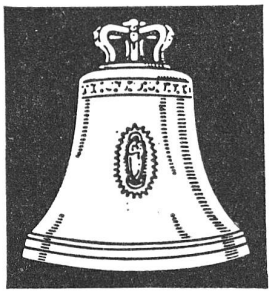
Erhältlich an Kiosken und Bahnstationen, in Buchhandlungen und Papeterien der Innerschweiz.

RÄBER VERLAG LUZERN

Katholische Kirchenmusik

Das eben erschienene 3. Heft dieser Zeitschrift enthält unter anderem folgende Artikel:
Urchristentum und Gottesdienst, von Dr. Eugen Egloff (zum gleichnamigen Buch von Oscar Cullmann)
Warum Psalmen im kommenden Kirchengesangbuch?, von Kaplan Paul Schwaller
Der Hugenottenpsalter, von P. Dr. Hubert Sidler
Die Trauungsliturgie und ein Streit um die Kirchenmusik, von P. Dr. Georg Holzherr
Jahresabonnement für 6 Hefte: Fr. 12.—, Einzelnummer Fr. 2.50
Zu beziehen bei: **Buchdruckerei Ostschweiz, St. Gallen**

Für kleine Bergkapelle in Bündner Tal
Tabernakel
gesucht, evtl. gegen Bezahlung. — Offerten unter Chiffre 3753 erbeten an die Exp. der «SKZ».



Aarauer Glocken
seit 1367

Glockengießerei
H. Rüetschi AG, Aarau

Kirchengeläute
Neuanlagen
Erweiterung bestehender Geläute
Umguß gebrochener Glocken
Glockenstühle
Fachmännische Reparaturen

Tragaltäre
aus Leichtmetall. Erprobte Konstruktion. Konsekrierte Steine montiert. Geräte und Zubehör nach Belieben. Rucksack. — Meßgewänder dazu wie für die Armee geliefert. — Ansichtssendungen zu Diensten.

ARS PRO DEO
STRÄSSLE LUZERN
bei der Hofkirche Tel. 2 33 18

TREVIRA-ANZÜGE

Machen Sie es sich bequem, wenn Sie reisen, wenn es ungemütlich heiß ist, und kaufen Sie bei Roos einen **Trevira-Anzug,** schwarz und dunkelgrau, Trevirastoffe sind äußerst zäh und die Hosenbügelfalten beständig. - Roos führt für Sie immer das Beste.

Mit einer sorgfältigen Auswahlsendung bedienen wir Sie gerne umgehend.

Roos TAILOR

Luzern, Frankenstraße 2, b. Bahnhof, Tel. 041/2 03 88